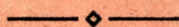


# Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus



Von

**Georg Wilke**

Mit 74 Abbildungen im Text



Leipzig

Verlag von Curt Vowinkel

1921

Verlag von **Eurt Kabitzsch** in Leipzig, Dörrienstraße 16.

## „Mannus“, Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von **Prof. Dr. Gustaf Kossinna**.  
Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich.

Bezugspreis bis Band 10 bei Erscheinen: M. 24.—; für Doppel-Heft 1/2 des Bandes 11—12 M. 40.—.

Der Bezug desselben verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Die ersten 5 Bände sind nur noch in wenigen bereits durch Nachdruck ergänzten Exemplaren vorhanden und kosten dementsprechend mehr. Der Verlag erteilt Interessenten auf Wunsch Auskunft.

## Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser gelingen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

**Der Mitgliedsbeitrag** der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt ab 1920 25 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggemeinschaft 3 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Eurt Kabitzsch, Leipzig, Dörrienstraße 16**, zu erfolgen.

**Neuanmeldungen** sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzenden, **Herrn Geh. Regier.-rath Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schriftmeister der Gesellschaft, **Herrn Ernst Snehlage, Berlin NW 5, Quiggowitzaße 123** zu richten.

## Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel.

Ein Beitrag zur Heimatkunde

unter Mitwirkung von

**Gustaf Kossinna**

bearbeitet von

**Carl Seßler.**

VI und 68 S. mit 20 Abbildungen im Text. 1920. m. 5.—.

Eine kurze Einführung in die vor- und frühgeschichtliche Forschung überhaupt; zeigt uns, was unsere Vorfahren geleistet haben und bietet nebenher eine Urgeschichte des heilichen Gebietes. Für Lehrer und jeden, der sich für heilische Heimatkunde und für deutsche Vorgeschichte im allgemeinen interessiert, eine unentbehrliche Grundlage zur Einführung in diese Wissenschaft.

## Vor- und frühgeschichtliche Altertümer Thüringens.

Im Auftrage Thüringischer Geschichtsvereine und wissenschaftlicher Korporationen mit Unterstützung der Staatsregierungen von Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen herausgegeben von

**Prof. Dr. H. Göze**  
Berlin-Großlichterfelde

**Sanitätsrat Dr. P. Zschiesche**  
Erfurt

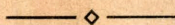
**Prof. Dr. P. Böfer**  
Wernigerode

XLI und 466 S. mit 24 Lichtdrucktafeln, einer Übersichts- und einer archäologischen Karte.  
m. 30.—.

Hierzu 20% Verleger-Teuerungszuschlag und der jeweiligen Sortimenter-Zuschlag.

2B.0118  
SOPOT  
201.01577

# Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus



Von

**Georg Wilke**

Mit 74 Abbildungen im Text



Biblioteka Instytutu  
Archeologii i Etnologii PAN



0047252

**Leipzig**

Verlag von Curt Kabißsch

1921

## Inhalt.

	Seite
Einleitung. Beschaffenheit des Landes . . . . .	1
Natürliche Bodenschätze . . . . .	5
Äußere Erscheinung der Germanen . . . . .	6
Germanische Völkerstämme . . . . .	8
Kleidung . . . . .	22
Bewaffnung . . . . .	29
Siedelungs- und Wohnweise . . . . .	36
Wirtschafts- und Ernährungsweise . . . . .	42
Gewerbliche Tätigkeit . . . . .	47
Handelsbeziehungen . . . . .	49
Sitten und Bräuche . . . . .	55
Zeitrechnung . . . . .	61
Religion . . . . .	63



II 4892

## Verzeichnis der erwähnten Germaniastellen.

C. 2. S. 1, 8, 16.	C. 23. S. 49, 56.
„ 4. „ 6.	„ 24. „ 50, 56, 58.
„ 5. „ 1, 5, 49, 53.	„ 25. „ 43.
„ 6. „ 6, 25, 29, 31, 33, 34, 35, 36.	„ 26. „ 43, 45, 46, 62
„ 7. „ 55, 77.	„ 27. „ 58.
„ 8. „ 55.	„ 28. „ 11, 13, 14, 75.
„ 9. „ 63, 64f., 67, 74, 75, 79.	„ 29. „ 13.
„ 10. „ 77, 80.	„ 30. „ 13.
„ 11. „ 61, 77.	„ 31. „ 13.
„ 12. „ 59.	„ 35. „ 14.
„ 13. „ 58.	„ 38. „ 16, 25.
„ 14. „ 43, 55.	„ 39. „ 16.
„ 15. „ 55.	„ 40. „ 69, 77.
„ 16. „ 36, 39, 40, 41.	„ 41. „ 49.
„ 17. „ 22, 26, 49, 50.	„ 42. „ 16.
„ 18. „ 31.	„ 43. „ 19, 20, 21, 31, 33, 34, 71, 77, 78.
„ 21. „ 56.	„ 44. „ 54.
„ 22. „ 55, 56.	„ 45. „ 6, 22, 74.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

## Berichtigungen :

S. 9	Z. 3	v. u.	„Rumpenheim“	statt	„Rungenheim“
„ 22	„ 3	„ o.	„beziehen“	„	„beehren“
„ „	„ 7	„ „	„sicher“	„	„schier“
„ 37	„ 12	„ „	„Mont Beuvray“	„	„Monts Beauvray“
„ 55	„ 6	„ „	„Abb. 74“	„	„73“
„ 12	„ 28	„ „	„Abb. 73“	„	„Taf. I“

Unter den schriftlichen Quellen, die uns über die ältesten Zustände unseres Landes, über seine Bewohner und ihre Kultur Aufschluß geben, wird die Germania des Tacitus immer die wichtigste bleiben. Aber die oft übergroße Prägnanz des Ausdrucks, die gerade Tacitus in besonderem Maße eigentümlich ist, läßt nicht selten eine verschiedene Auslegung des Textes zu und hat daher zu mancherlei Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Vor allem aber hat Tacitus selbst Germanien, vielleicht den Niederrhein angenommen, niemals aus eigener Anschauung kennen gelernt<sup>1)</sup>, und er war daher bei Abfassung seines Buches auf fremde Gewährsmänner angewiesen, auf ältere oder gleichzeitige Schriftsteller, auf Offiziere und wohl auch auf reisende Handelsleute. Das ist sehr zu bedauern. Denn bei dem großen Verständnis, das er gerade in ethnologischer Beziehung an den Tag legt, würde er wahrscheinlich nicht nur noch allerhand Interessantes und Wichtiges beobachtet haben, was dem volkskundlich nicht geschulten Offizier und Reisenden entging, sondern er würde vielleicht auch auf Grund eigener Anschauung manches anders dargestellt haben, als er lediglich nach den ihm vorliegenden schriftlichen Berichten und mündlichen Mitteilungen trotz gewissenhafter Prüfung dieser Quellen zu tun vermochte. Die Germania bedarf daher einer sorgfältigen kritischen Prüfung, wenn anders wir ein einigermaßen zutreffendes Bild über die Kultur unserer Vorfahren erhalten wollen. Zwei Mittel stehen uns hierzu zur Verfügung: die Würdigung der von Tacitus benutzten Quellen und die Kontrolle seiner Angaben durch das aus dem Boden zutage geförderte archäologische Material. Die erste ist lediglich Sache der hierzu berufenen Sachgelehrten und schon in ausgiebigster Weise erfolgt. Die vorliegende Studie hat nur die Aufgabe, lediglich vom archäologischen Standpunkte aus die Zuverlässigkeit der Germania zu prüfen und diese, soweit dies erforderlich erscheint und das archäologische Material es gestattet, zu ergänzen.

Ich beginne mit der **Beschreibung des Landes**:

Wohl fast jeder, der sich allein nach dem Berichte des Tacitus (c. 2; 5), Pomponius Mela, Plinius, Strabo usw. ein Bild vom Aussehen unseres Landes in frühromischer Zeit zu verschaffen sucht, wird zu der Vorstellung gelangen,

<sup>1)</sup> K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV, S. 23ff.

daß Deutschland damals noch ein völlig unwirtliches, von riesigen Urwäldern und Sümpfen bedecktes Gebiet war, das nur einer ganz spärlichen Bevölkerung Raum gewährte und schon allein wegen seiner Beschaffenheit nicht den Boden für eine einigermaßen höhere Kultur bilden konnte.

Aber an dieser, wir wie gleich sehen werden, übertriebenen Vorstellung sind wohl weniger Tacitus und seine Gewährsmänner schuld, als vielmehr der Leser selbst, der vergißt, daß die Berichte von einem Südländer stammen, der nur die lichten Laubwälder Italiens kannte und auf den daher unsere dunkeln, ernststen Tannenforsten einen besonders unheimlichen Eindruck machen mußten.

Wie irrig diese Auffassung, die noch heute in vielen Köpfen und selbst in manchen Geschichtsbüchern spukt, in der That ist, ergibt sich nicht nur aus den Riesenheeren, die die Germanen sowohl bei ihren Kriegen gegen die Gallier und Römer, als auch bei ihren eigenen Befehdungen nach römischen Berichten aufzustellen vermochten, und deren Bewegung doch ein hinreichend gangbares Gelände voraussetzt, sondern das haben auch die Bodenforschungen der letzten Jahrzehnte zur Genüge gezeigt. Sie lehren uns, daß wenigstens in den fruchtbaren Theilen Deutschlands so ziemlich an allen Stellen, wo wir heute Städte und Dörfer haben, auch schon in vorgeschichtlicher Zeit Ansiedelungen, oft von recht erheblicher Größe, bestanden. Ja vielfach finden wir ausgedehnte Gruppen von Hügelgräbern an Stellen, die heute von beträchtlichen Wäldern bedeckt sind (Dübener Heide; Thümlitzwald; Ochsenfall; Hagenauer Forst; bayrische Wälder und zahlreiche andere), und auch die umfangreichen Befestigungsanlagen, wie die Altenburg bei Niedenstein, der Altkönig, die Grotenburg bei Detmold usw., die heute von mächtigen Wäldern umgeben sind, müssen doch auf waldfreiem Gelände errichtet worden sein. Nur die höheren Rücken mancher Gebirge, wie des Schwarzwaldes, des Taunus, des Erz- und Sichelgebirges, des Odenwaldes usw. zeigten, wie teilweise noch heute, einen dichten Waldbestand, der sich vielfach auch an den Berglehnen beträchtlich weiter talabwärts zog als gegenwärtig, doch sind vereinzelt Spuren von Besiedelung selbst auf ihnen noch nachweisbar (Wallanlagen auf dem Großen und Kleinen Gleichberg bei Römhild, bei Jocketa bei Plauen i. V., auf dem Pfaffenstein südlich Königstein a. Elbe, auf dem Oybin bei Zittau u. v. a.).

Ebenso übertrieben erscheint die Vorstellung von den Sümpfen. Ja die Rheinebene, auf die sich die römischen Berichte in erster Linie beziehen, war damals sogar, wie zahlreiche Siedlungsreste auf jetzt versumpften Gebieten einwandfrei zeigen, im allgemeinen noch trockener als heute, und ähnliche Beobachtungen hat man auch anderwärts gemacht <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Schuhmacher, Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler. Mainzer Zeitschr. IV, 2. — O. Schlüter in Hoops Real-Lex. d. germ. Altertumsf. I 402 ff., wo sich auch weitere Literaturangaben finden.

Irreführend sind auch die Bemerkungen Tacitus' über die **Ertragsfähigkeit und die natürlichen Bodenschätze** des Landes (c. 5; 6). Auf die erste werden wir später nochmals zurückkommen. Was die Bodenschätze anlangt, so kennen wir schon heute eine so große Zahl von Eisenschmelzstätten, daß ich sie unmöglich einzeln aufführen kann<sup>1)</sup>.

Nach Galmei geschürft wurde in der Gegend von Wiesloch bei Heidelberg und bei Gressenich bei Stolberg<sup>2)</sup>. Die Heidelberger Gruben sind allerdings zeitlich noch nicht ganz genau festzulegen<sup>3)</sup>. Dagegen werden die Gressenicher Gruben durch Münz- und andere Funde sicher ins 1. Jahrhundert datiert, und sie hat, wie Willers gezeigt hat, jedenfalls Plinius mit seiner Bemerkung nat. hist. 34, 2: ferunt nuper etiam in Germania provincia repertum im Auge.

Ebenso waren in Taciteischer Zeit (entgegen c. 5) auch schon Silbergruben in Betrieb, die Tacitus übrigens selbst an anderer Stelle (annal. 11, 20) wohl auf Grund einer Notiz von Plinius, erwähnt. Sie lagen an der untern Lahn, namentlich in der Gegend von Ems, wo jedenfalls schon in keltischer Zeit Bergbau betrieben wurde<sup>4)</sup>.

Goldgruben sind zwar bisher nicht gefunden worden. Doch ist das Gold, wie wir noch sehen werden, nicht nur in römischer Zeit, sondern auch schon in den vorausliegenden Perioden gerade in den germanischen Ländern unheimlich häufig verwendet worden, und die prächtigen germanischen Goldgefäße der IV. und V. Bronzeperiode wurden weit über die Grenzen des damaligen germanischen Gebietes hinaus bis nach der Schweiz und Frankreich exportiert<sup>5)</sup>. Ein Teil des verwendeten Rohgoldes mag wohl aus germanischen Goldwäschereien stammen<sup>6)</sup>, doch dürfte die Hauptmasse jedenfalls von außen eingeführt sein. Wenn Tacitus bei Erwähnung der Münzen sagt, die Germanen zögen die Silbermünzen dem Golde vor, und auch die archäologischen Funde dies bestätigen (S. 53), so liegt der Grund dafür wohl zum guten Teil in der Fülle der vorhandenen Goldbestände gegenüber der relativen Seltenheit des Silbers.

Kupfergruben kennt man außer aus dem Salzburgerischen (Mitterberg, Kelchhalpe usw.), wo die Ausbeutung der Kupferlager bis in die Steinzeit

<sup>1)</sup> Katal. d. Röm.-germ. Zentral-Mus. Nr. 5, S. 205f.

<sup>2)</sup> Willers, Neue Unters. über die röm. Bronzeindustrie von Capua und Germanien 1907, S. 37f.

<sup>3)</sup> a. a. O. S. 38.

<sup>4)</sup> O. Dahm, Bonn. Jb. 101 (1897), S. 117f.; Bodewig, Nass. Annal. 33, S. 29f.; Schuhmacher, Mainz. Zeitschr. IV, 2.

<sup>5)</sup> Kossinna, Der Germ. Goldreichtum in der Bronzezeit; Mann.-Bibl. Nr. 12.

<sup>6)</sup> Goldwäschereien aus dem Rheinsande: Bonn. Jahrb., h. 96, S. 3f.; Im Siedelgebirge: Pr. Bl. VIII (1896), Beil., S. 10; In Pommern: W. Deede, Analyse eines bronzezeitl. Goldbringes v. Thurow b. Züssow, Kr. Greifswald, 1909.

zurückreicht <sup>1)</sup>, aus der Gegend von Stollberg <sup>2)</sup>, Braubach <sup>3)</sup> und dem Sichelgebirge <sup>4)</sup>, wo auch auf Zinn geschürft wurde <sup>5)</sup>.

Blei wurde außer in Kärnten <sup>6)</sup> schon sehr früh in Friedberg am Taunus <sup>7)</sup> und im Lahntal <sup>8)</sup> gewonnen.

Ob Salzlager, deren Ausbeutung in Gallien, Hallstatt und Reichenhall bis in die Bronze- und Steinzeit zurück zu verfolgen ist <sup>9)</sup>, in frühromischer Zeit auch auf germanischem Gebiete bereits bekannt waren, läßt sich nicht sicher entscheiden. Dagegen wurden salzhaltige Quellen, um deren Besitz zuweilen auch erbitterte Kriege geführt wurden (Tac. Annal. 13. 57), schon frühzeitig zur Kochsalzgewinnung benutzt, indem man entweder die Sole über eine Art Gradierwerk aus erhitzten Tonröhren oder Tonprismen leitete, oder in großen Kesseln eindampfte. Diesen Solquellen verdanken insbesondere Nauheim, sowie Giebichenstein und einige andere Orte des Saalegebiets die große Bedeutung, die sie schon in der Hallstatt- und Bronzezeit als Handelszentrum erreichten.

Bernstein (c. 45), der namentlich in den älteren Perioden einen wichtigen Handelsartikel bildete, findet sich im Norden außer auf den britischen Inseln im Samland und auf der cimbrischen Halbinsel, doch wurde er wohl noch nicht in Gruben gegraben, sondern nur an der See gesammelt (s. a. Handel).

Sehr bemerkenswert ist, was Tacitus über die **äußere Erscheinung** der Germanen sagt, die er als einen durchaus eigenartigen, reinen und nur sich selbst gleichen Menschenschlag kennzeichnet (c. 4). Diese Worte besagen einmal eine sehr große Gleichartigkeit des germanischen Typus und zum anderen eine große Verschiedenheit dieses Typus von dem anderer Völker.

Die Richtigkeit des ersten ergibt sich ohne weiteres aus den erhaltenen Skelettresten in den frühkaiserzeitlichen Gräbern Skandinaviens und des Weichsel- und Odermündungsgebietes und den freilich schon etwas jüngeren alemannischen und fränkischen Reihengräbern Süddeutschlands, die sowohl in den Längenmaßen wie in den Proportionen der Gliedmaßen und den einzelnen Schädelindices eine sehr auffallende Übereinstimmung aufweisen, namentlich wenn man damit die Variationsbreite der entsprechenden Zahlen bei Kelten Schädeln vergleicht.

<sup>1)</sup> M. Much, Die Kupferzeit in Europa <sup>2</sup> 1893, S. 249f. G. Kyrle, Mitt. d. anthr. Ges. Wien 1912, S. 196f.

<sup>2)</sup> Westd. Zeitschr. XXV (1906), S. 4.

<sup>3)</sup> Bodewig, Nass. Annal. 1907/8, S. 41.

<sup>4)</sup> Pr. Bl. VIII (1896), Beil., S. 12; IX (1897), S. 4.

<sup>5)</sup> Pr. Bl. VIII. Beil., S. 11f.

<sup>6)</sup> Schuhmacher, Mainzer Kat. Nr. 5, S. 205.

<sup>7)</sup> P. Helmke, Die Altertumsammlung des Friedberger Geschichtsvereins 1904. S. 20.

<sup>8)</sup> Schuhmacher, a. a. O.

<sup>9)</sup> Mainzer Kat. 5, S. 206.

Den Unterschied des Germanischen von anderen Völkertypen lernen wir am besten — soweit er sich uns nicht schon aus der vergleichenden Betrachtung der Skelettreste ergibt — aus den Bildwerken hellenistischer und



Abb. 1. Gefesselter Basterne vom Siegesdenkmal von Adamklissi, Rumänien.  
Nach Kossinna, *Mon.-Bibl.* Nr. 9, *Taf.* XLI, *Abb.* 432.

Der schlanke Körper ist mit einem Mäntelchen und Hosen bekleidet, die durch ein Band oder einen Gürtel gehalten werden. Das feine schlanke Gesicht blickt sehnsuchtsvoll in die Ferne. Über dem rechten Ohr ist das Haupthaar in einen Knoten verschlungen.

römischer Künstler kennen, die offenbar mit liebender Sorgfalt bemüht waren, der äußeren Erscheinung der Germanen nicht nur im rein körperlichen Typus, sondern auch im geistigen und seelischen Charakter nach Möglichkeit gerecht

zu werden<sup>1)</sup>. Treffende Beispiele hierfür bilden die Basternen auf den Metopen des Tropaion von Adamklissi (Abb. 1), der Kopf des schwerverwundeten Germanen im Cinquantenairemuseum in Brüssel (Abb. 2), die Germanengestalten auf der Trajan- und Markussäule, eine niedliche Bronzestatue im Louvre in Paris (Abb. 3) und namentlich auch die berühmte Gemma Tiberiana in Paris und die Gemma Augustea in Wien (Abb. 4), die noch dadurch besonders bemerkenswert erscheinen, weil auf ihnen wie auf dem Denkmal von Adamklissi und der Trajan- und Markussäule Germanen andern

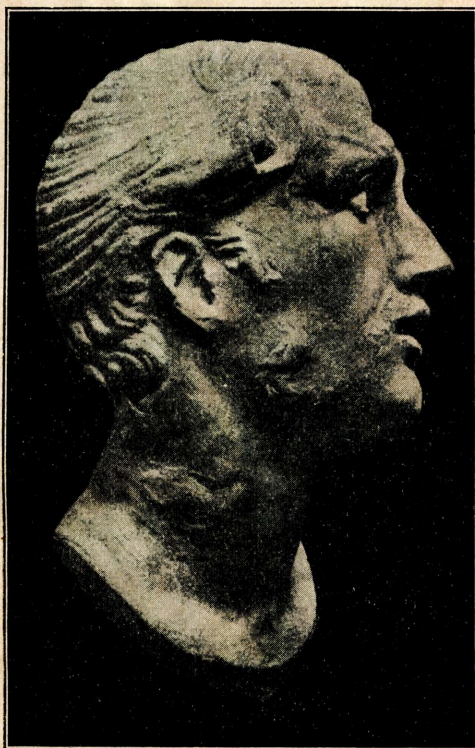


Abb. 2. Basternenkopf im Cinquantenairemuseum zu Brüssel.

Völkern gegenüber gestellt sind und wir daher ganz unmittelbar beobachten können, wie hoch die Römer den germanischen Typus sowohl in körperlicher wie seelischer Hinsicht anderen Völkern gegenüber einschätzten.

In der **Einteilung der Germanen** folgt Tacitus (c. 2) im allgemeinen seinem Hauptgewährsmann Plinius, d. h. er unterscheidet eine Westgruppe bestehend aus den Ingväonen, Istväonen und Herminonen und eine

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu die zahlreichen Abbildungen bei K. Schumacher, Verzeichnisse der Abgüsse und wichtigeren Photographien und Germanendarstellungen. Kat. d. röm.-germ. Zentral-Mus. Nr. 1 und G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, Mann.-Bibl. Nr. 9.

östliche Gruppe, die Plinius unter dem Namen der Vandalier, er selbst unter dem der Lugier zusammenfaßt (S. 19). Außerdem nennt er eine große Reihe von Einzelvölkern, die sich, wie die Hauptgruppen, wenigstens teilweise archäologisch einigermaßen fassen lassen. Dies gilt zunächst von den Main-



Abb. 3. Bronzeſtatuette in der Nationalbibliothek zu Paris. Nach Kossinna, a. a. O. Taf. XLV, Abb. 443.

und Neckarsweben, über deren Kultur wir durch die zahlreichen Funde vom Nauheimer Typus aus der Wetterau, so von Friedberg, Hanau, Frankfurt-Osthafen, Rungenheim-Seckenheim, Heldenbergen, Hofheim u. a. m., südlich des Mains durch die Siedlungs- und Grabfunde von Ladenburg (der civitas Sueborum Nicrotum) Seckenheim, Seudenheim usw. sehr gut unterrichtet sind<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> K. Schumacher, Grabfunde des 1. Jahrh., der Suebi Nicrotes. Die Alt. unstr. heidn. Dorz. V, S. 370f. u. Taf. 64.

Alle diese Gräber zeigen in ihrer Ausstattung noch eine überraschende Übereinstimmung mit der swebischen Kultur des Mutterlandes im Elbe- und Saalegebiet und mit der der Markomannen in Böhmen (Abb. 73). Ganz die gleichen



Abb. 4. Gemma Augustea. Antikensammlung d. Kunsthist. Hofmus. in Wien.  $\frac{2}{3}$ .

Nach Kossinna, a. a. O. Taf. XLVIII, Abb. 450.

Links ein gefesselter Germane mit langem lockigem Haupthaar und üppigem Bart, in edlem Zorn auf seine Belieger zurückschauend. Neben ihm eine Germanin mit in einem kurzärmeligen Gewand; das Haupt auf beide Hände stützend blickt sie traurig vor sich hin. Rechts kniet ein gefangener Gallier mit krähmigem Haupthaar und struppigem dünnem Bart, gekennzeichnet durch den typischen Halsring, in unterwürfiger Haltung. Daneben eine graziose Gallierin in potenter Stellung.

Lanzen, Rundschilder, Beile, Scheren, Messerchen, Bronzekessel, Eimer, Siebe, Schnallen, Fibeln usw. (Abb. 7; 23 u. a.), wie wir sie von Groß-Gerau, Feudenheim, Ladenburg usw. kennen<sup>1)</sup>, fehlen auch an zahlreichen Orten des Elbe-

<sup>1)</sup> Alt. unstr. heidn. Dorz. Bd. V, S. XI, Taf. 64 = unsere Abb. 73 auf Seite 83.

gebietes (Bietkow, Sichtenberg, Klatzow usw.) und noch viel reicher in dem gegen Ende der Spätlatènezeit von den Markomannen besiedelten Böhmen wieder, wo schon vom Ende der Mittellatènezeit ab andere, von Sachsen aus vordringende swebische Stämme im Norden des seit der Mitte des 1. Jahrtausend von den keltischen Bojern eroberten Landes Fuß gefaßt hatten (c. 28).

Linksrheinisch, wo sich unter Ariovist swebische Stämme um 72 v. Chr. in dem Gebiete zwischen Bingen und Straßburg niedergelassen und trotz der durch Cäsar erlittenen Niederlage dauernd gehalten hatten, schließt sich eine der Neckar-Mainkultur noch sehr nahestehende Kulturgruppe an, in der sich jedoch auch stärkere keltische Einflüsse bemerkbar machen, die ebenso in der reicheren Ausstattung der Gräber mit Metallbeigaben, wie der feineren Keramik, den eleganten schwarzen und bemalten Gefäßen usw. zum Ausdruck kommen. Südwärts reicht diese Kulturgruppe, die wir den Dangionen, Nemetern, Haruden usw. zuzuschreiben haben (c. 28), bis in die Gegend von Schlettstadt, wo sie sich ziemlich scharf gegen die dort beginnende Kultur der gallischen Sequaner abgrenzt, nordwärts bis zur Grenze der späteren Germania superior gegen die Provinz Belgica<sup>1)</sup>.

Wiederum ein anderes Bild zeigen uns die Grab- und Siedlungsfunde im Gebiete des Hunsrück und der Eifel, den Sitzen der Treverer und der südlichen Zweige der Belgen (c. 28). Hier hatte sich nach der reich entwickelten Kultur in den beiden älteren Abschnitten der Latènezeit (550—300 v. Chr.), wie sie uns in den oft ungemein prächtig ausgestatteten keltischen Skelettgräbern in den Grabhügeln von Schwarzenbach, Dürkheim, Rodenbach, Weißkirchen, Waldalgesheim und zahlreichen anderen entgegentritt, in der dritten Latènestufe (300—125 v. Chr.) eine große Veränderung vollzogen. Die Zahl der Gräber zeigt einen ganz außerordentlichen Rückgang, die Grabhügel werden niedriger, die Ausstattung erscheint gegenüber den älteren Gräbern ungemein dürftig, und an Stelle der Skelettbestattung treten Brandgräber mit neuen Gefäßformen, die den germanischen am Niederrhein nahe verwandt sind. Wir haben es hier zweifellos mit dem Einbruch von Norden kommender germanischer Stämme zu tun, unter deren Druck wohl ein großer Teil der alteingesessenen keltischen Bevölkerung westwärts abwanderte, vielleicht aber auch dem Zug der Kimbern und Teutonen folgte, die nach einer Angabe bei Cäsar (bell. gall. II, 29), wenigstens zum Teil ihren Weg über Atuatuca an der Maas genommen haben müssen. Von der Spätlatènezeit an werden die Funde wieder zahlreicher (Gräber von Bingen<sup>2)</sup>, Grügelborn<sup>3)</sup>, Hüttigweiler<sup>4)</sup>, Roden a. d. Saar<sup>5)</sup>,

<sup>1)</sup> Schumacher, Germanische Grabfunde der Spätlatène- und frühen Kaiserzeit. A. h. D. V, S. 409 ff., 413.

<sup>2)</sup> S. Krüger, Röm. Germ. K. Bl. 1913. S. 17 ff.

<sup>3)</sup> Korr. Bl. d. Westd. Zeitschr. XVII, S. 17 ff.

<sup>4)</sup> Krüger, a. a. O.

<sup>5)</sup> E. Sölzer, Korr. Bl. d. Westd. Zeitschr. 1907, S. 69 f.

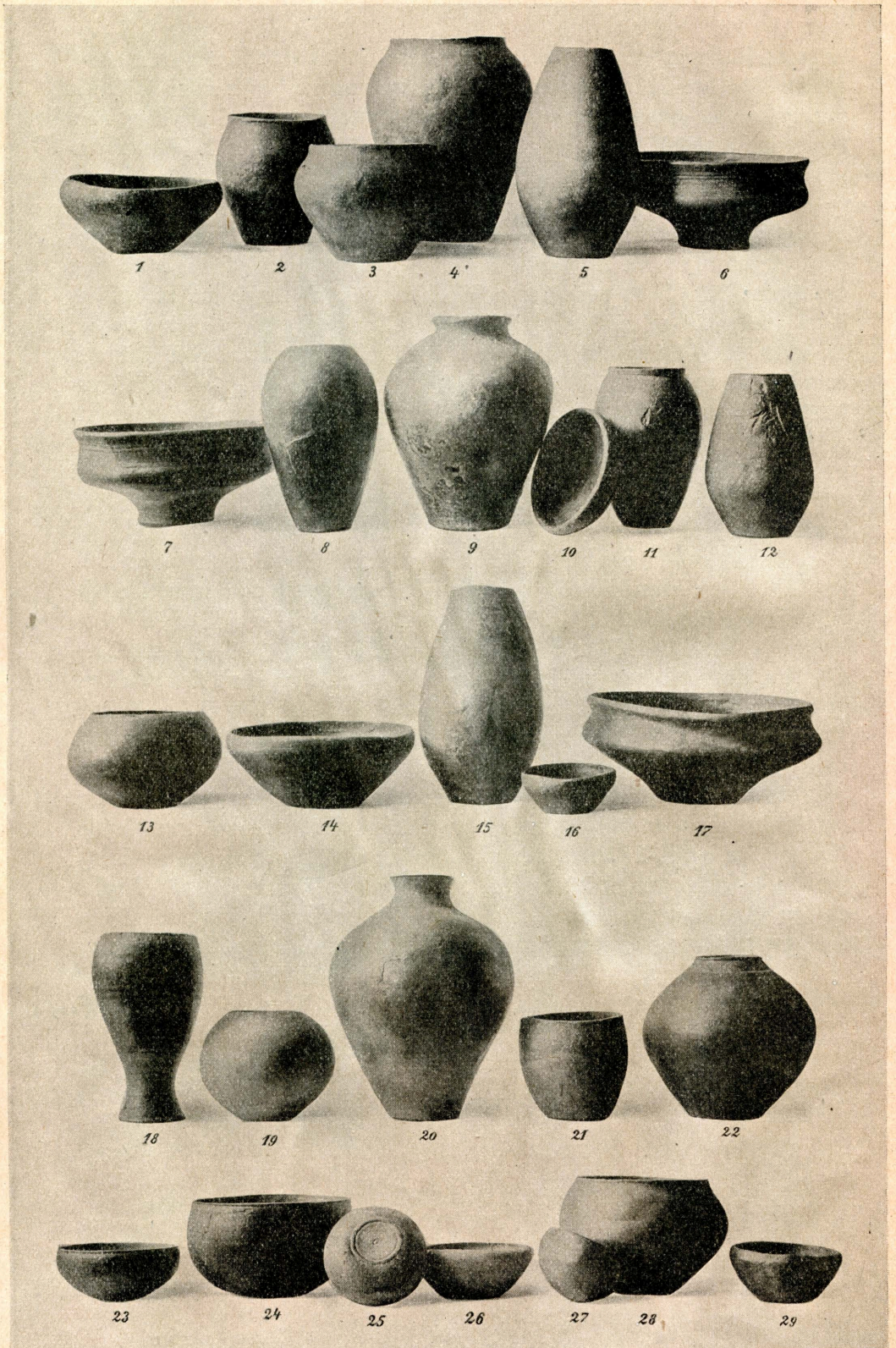


Abb. 5. Gefäße aus Spätlatène- und frühkaiserzeitlichen Grabgräbern vom Kriegshübel bei Hirstein, Birkenfeld.

Hirstein<sup>1)</sup>, Sötern<sup>2)</sup> Marfeld<sup>3)</sup>, Mühlbach am Glan<sup>4)</sup> u. a. m.), und wenn auch, wie E. Sölzer gezeigt hat, im ganzen Treverergebiet die sonst für die gallische Spätlatènekultur so charakteristische und selbst noch in den keltischen Gebieten Westungarns<sup>5)</sup> auftretende Gefäßmalerei so gut wie völlig fehlt<sup>6)</sup>, so zeigt die Keramik des Treverer- und Belgenlandes mit ihren schlanken tonnenförmigen Gefäßen, den Fußschalen, Krügen, Eimerchen, Schüsseln usw. im ganzen doch ein so deutliches keltisches Gepräge, daß man sie als eine unmittelbare Fortsetzung älterer bodenständiger keltischer Gefäßtypen unschwer erkennen kann (Abb. 5). Wir werden also annehmen müssen, daß die im 2. Jahrh. v. Chr. in diese Gebiete eingedrungenen Germanen schon bald in der trotz der Abwanderung großer Teile des Volkes numerisch noch immer stark überwiegenden keltischen Bevölkerung mehr oder weniger vollständig aufgingen. Mit vollem Rechte durfte daher Cäsar (bell. gall. 8, 25) die Nervier und Treverer als germanisch beeinflusste<sup>7)</sup> Kelten betrachten, was ja auch durch die uns erhaltenen treverischen Namen und ein Zeugnis des Kirchenvaters Hieronymos Comm. in epist. ad Galat. II., prol. c. 3 bestätigt wird, nach dem die Sprache der Treverer nur wenig von der der kleinasiatischen Galater abwich. Andererseits aber erklärt sich damit auch die Äußerung des Tacitus (Germ. c. 28), daß sich die Nervier und Treverer ihrer germanischen Abkunft rühmten, „als ob sie durch diesen Ruhm von der Ähnlichkeit und Schlawheit der Kelten sich entfernten“. Ein Irrtum des Tacitus, den R. Much (Hoops R. L. IV. 369) für wahrscheinlich hält, braucht also nicht angenommen zu werden.

Im Norden der Neckar- und Mainseben hebt sich deutlich die Kultur der Chatten (c. 30, 31) und Mattiaken (c. 29), eines Stammes der Chatten, ab, über die wir namentlich durch die Funde auf der Altenburg bei Meße<sup>8)</sup> und aus der Haiger Gegend<sup>9)</sup> und die freilich schon jüngeren Funde vom Dunsberg-Ringwall bei Gießen, Wiesbaden<sup>10)</sup> usw. recht gut unterrichtet sind, und als deren Ausgangspunkt Ostthüringen und Westsachsen, wo völlig gleiche keramische und Gerätetypen wiederkehren, zu gelten hat<sup>11)</sup>. Ihr voraus-

<sup>1)</sup> Birkenfelder Kat. S. 62. Taf. XIV.

<sup>2)</sup> H. Baldes, Trier. Jahresber. II (1909), S. 95 f.

<sup>3)</sup> Pr. Zeitschr. VI, 294.

<sup>4)</sup> W. Harster, Westd. Zeitschr. IV, S. 283 f., Taf. XV—XVIII.

<sup>5)</sup> Kalman v. Miske, Delem St. Deit.

<sup>6)</sup> Vereinzelt erscheint sie in abgeschwächter Form in Lauterbach, Grügelborn, Roden und an einigen anderen Orten. Andererseits fehlt sie auch in Nordgallien und Britannien, wird aber hier durch eine reiche Gefäßgravierung ersetzt, die offenbar auf südliche Vorbilder zurückgeht (Dechelette, Manuel II, 3, S. 1467 f.).

<sup>7)</sup> Quorum civitas propter Germaniae viciniam quotidianis exercita bellis, cultu et feritate non multum a Germanis differebant.

<sup>8)</sup> Zeitschr. d. D. f. hess. Gesch. u. Landesf. N. S. Bd. 33.

<sup>9)</sup> Mitt. d. Nassauschen Annal. 1903/4. S. 12 f.; 108 f.; 123 f.; A. h. D. V 38. Anm. 3.

<sup>10)</sup> Nass. Annal. XLI (1910), S. 121.

<sup>11)</sup> Kossinna, K. Bl. f. Anth. 1907, 57 ff.

liegt auf annähernd dem gleichen Gebiete eine nur wenig ältere Gruppe (Sunde von Oberlahnstein=Braubach<sup>1)</sup>, Geisenheim<sup>2)</sup>, Wiesbaden<sup>3)</sup> Flörsheim u. a. m.), die zwar gleichfalls zweifellos germanischen Ursprungs ist, aber doch weit reicher ausgestaltet erscheint, als die Chattisch=Mattiafische und daher von Schumacher den nach Cäsar (bell. gall. IV. 3) kulturell von den Galliern stärker beeinflussten, im Jahre 38. v. Chr. von Agrippa in die Gegend von Köln und Bonn übergesiedelten Ubiern (c. 28) zugeschrieben wird<sup>4)</sup>.

Rheinabwärts stoßen wir vom Beginne der Frühlatènezeit ab zwischen Sieg und unterer Lippe und Emscher auf eine einigermaßen verwandte Kultur, in der neben den neu auftretenden jüngeren Latènezeitlichen Formen (Gefäße mit Kammstrichverzierung, eiserne Fibeln vom Mittel- und Spätlatèneschema usw.) sich auch noch mancherlei hallstattzeitliche Elemente erhalten haben und die, wie die Ausbreitung des Nienburg=Harpstetter Typus über Bielefeld und Dortmund bis in die Gegend von Duisburg deutlich erkennen läßt, von der mittleren Weser ihren Ursprung genommen haben muß und damit die ursprüngliche Heimat der in dem genannten Gebiete ansässigen Völkerstämme, der Sugambren und Marsen, bezeugt. Die herrschenden Grabformen bilden Brandgruben oder Brandschüttungsgräber. Für die Keramik ist besonders der scharf abgesetzte umgekehrt kegelförmige Mündungsrand und der situlaartig geschweifte Fußteil charakteristisch, ebenso der fast in keinem Grabe fehlende Fußpokal. In dekorativer Hinsicht bemerkenswert ist der gezahnte Rand und die auf keltische Überlieferung zurückgehende polychrome Bemalung der Urnendeckel<sup>5)</sup>, für die besonders die Gräberfelder von Naendorf, Koesfeld, Steinfurt, Bauerschaft gute Beispiele geliefert haben. Metallbeigaben finden sich nur spärlich vertreten.

Wiederum einen etwas andern Charakter zeigt die Kultur in den Rhein- und Nordseemarschen<sup>6)</sup>, dem Gebiete der Chauken (c. 35). Hier finden wir von der Latènezeit ab von der Eitermündung in Holstein bis zur Zuidersee in Westfriesland einen breiten Gürtel künstlicher Wohnhügel (Werdern, Werften

<sup>1)</sup> a. a. O. 1902. S. 33.

<sup>2)</sup> A. h. D. I 6, Taf. 9.

<sup>3)</sup> Mitt. d. Nassl. Anst. 1902/03, S. 57f.

<sup>4)</sup> Schumacher, A. h. D. V, S. 413.

<sup>5)</sup> Bonner Jahrb. 105, 31f., 42f., 37; S. Kauffmann, Deutsche Altertumsf. I, S. 291.

<sup>6)</sup> Vgl. hierzu die Schilderung bei Plinius n. h. 16, 2, die freilich neben mancher guten Beobachtung auch viele Übertreibungen enthält. So wenn er den Halligleuten Dieh, Käse und Milch abspricht (vgl. oben und den von Tacitus Annal. 4, 72 erwähnten Rinderhautzins) und behauptet, sie hätten ihren Durst nur mit Regenwasser gelöscht (potus non nisi ex imbre servato scrobibus in vestibulo domus). Gerade die Wasserkante hat eine besonders große Zahl römischer Trinkservise geliefert (vgl. die Karte bei Willers, Neue Unterf. S. 32), die beweisen, daß die Chauken auch einen guten Tropfen gallischen Weins recht wohl zu schätzen wußten.

oder Terpen, d. h. Dörfer), die nach der Landseite zu in sanfter Böschung sich abflachen, während sie nach der Meerseite steiler abfallen und deren Höhe durch den Höchststand des Wassers bei den mit den Syzygien zusammenfallenden Springfluten bedingt wird, also etwa 5 m über der gewöhnlichen Flut beträgt<sup>1)</sup>. Ihre Basis bildet ein aus Eichen-, Birken- oder Haselstämmen bestehender Pfahlrost. Über diesem wurde eine gewöhnlich dreietagige Erdaufschüttung errichtet, deren einzelne Schichten wieder durch ein aus eingestampftem Kuhdünger, Baumstämmen und Reisern, Schilf und Binsen, Schlacken und Küchenabfällen gebildetes Sachwerk voneinander getrennt waren. Auf diesen, oft mehrere Hektar großen Werften erhoben sich über einem dicken Estrich die in Flechtwerkbau aufgeführten weißgetünchten Wohnhäuser mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden, Äckern, Gärten und Weideland. Außerdem finden sich noch, ähnlich

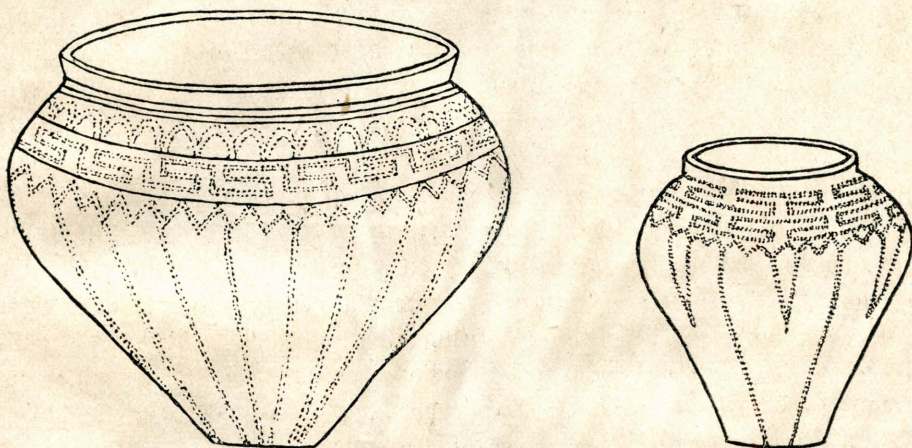


Abb. 6. Westgermanische Mäanderurnen.

wie auf der chattischen Altenburg, zisternenartige Anlagen, die zum Sammeln des kostbaren Regenwassers dienten. Die Hauptnahrung lieferte neben der Fischerei und einem, freilich wohl nur spärlich betriebenen, durch Handmühlen und Körner bezeugten Ackerbau die Viehwirtschaft, von deren Stand uns außer den öfter vorkommenden Schafhaaren und Schweineborsten die fußhohen Lagen von Pferde- und Rinderkot berichten. Das Fundinventar dieser Terpen zeigt im allgemeinen Latènecharakter (Frühlatènefibeln von Winsum; Mittel-latènefibeln von Sarnsum u. a., Spätlatènefibeln von Rauwerd; eiserne Nadeln; Gürtelfetten; Ohringe mit Glasperlen usw.) doch haben sich vereinzelt auch noch hallstattzeitliche Typen erhalten (Bronzespinalen von Zwichum, Beetgum, Sinkum, Hallum; Hals- und Armringe von Achlum und Hallum). Andererseits geht diese Kultur ohne deutliche Grenze in die der älteren römischen Kaiserzeit über.

<sup>1)</sup> Jahresber. d. germ. Phil. 1906, S. 202f.; Kauffmann, a. a. O., S. 293.

Eine sehr genaue Umschreibung läßt sich durch die Bodenfunde, wie zuerst Kossinna<sup>1)</sup> gezeigt hat, für das herminonisch-swebische Gebiet gewinnen, dessen Grenzen in den älteren Latèneabschnitten besonders durch die Ausbreitung der Segelohrringe, in den jüngeren Perioden und der Kaiserzeit durch bestimmte Schwertformen, Gürtelhasen usw., namentlich aber durch die in Rädchen-technik verzierten Mäanderurnen sehr scharf gekennzeichnet werden<sup>2)</sup>. Sie reichen im Westen bis an die Aller (Hankenbostel, Kreis Celle<sup>3)</sup>) und in die Gegend von Quellhorn<sup>4)</sup>, Kreis Zeven, weiter südlich bis in die Gegend von Stregda bei Eisenach<sup>5)</sup>, nordwärts bis ins östliche Schleswig, Ostjütland und West-Mecklenburg, wo sie bis an die Warnow, Nabe und den Müritzersee vor-

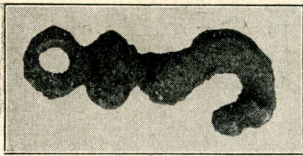


Abb. 7.  
Tierkopfförmiger Gürtelhasen;  
von den Kelten übernommener  
westgermanischer Typus.

kommen. Von da wendet sich die Grenze ihres Verbreitungsgebietes, die Oder überschreitend, nach Osten bis in die Gegend von Stargard in Pommern, biegt dann nach Süden ab, um unterhalb der Neißemündung wieder das linke Oderufer zu gewinnen und in südwestlicher Richtung der Elbe zuzustreben, die sie etwas oberhalb der Mündung der schwarzen Elster überschreitet. Von hier folgt sie dem linken Elbufer durch das Königreich Sachsen (Gräberfeld von Diskowitz bei Zehren a. Elbe; Sunde aus der Gegend von Leisnig und Leipzig) bis ins Gebiet der Markomannen in Böhmen (c. 42), wo namentlich in der Gegend von Prag und an der Beraun zahlreiche Mäanderurnen zum Vorschein gekommen sind, und auch im Gebiete der zweifellos zu den Sweben gehörenden<sup>6)</sup> Quaden (c. 42) in Mähren begegnen sie noch. Aus der ganzen Lausitz sind Mäanderurnen völlig unbekannt, wie denn überhaupt hier Sunde aus der ältern römischen Kaiserzeit so gut wie vollständig fehlen, so daß wir für diese Periode eine nahezu völlige Verödung dieser Gebiete anzunehmen haben, deren östlicher Teil erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. wieder eine etwas stärkere, und zwar ostgermanische Bevölkerung erhält, während die westliche Hälfte noch bis zum 3. Jahrhundert unbesiedelt bleibt<sup>7)</sup>. Aus diesen archäologischen Tat-

<sup>1)</sup> Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1905, 392ff., A. K. Bl. 1907, 392ff.; Mannusbibl. Nr. 9. — Die Gerätetypen sind im wesentlichen die gleichen wie bei den Neckarsweben (Abb. 73).

<sup>2)</sup> Eisch, Mecklenb. Jahrb. 37 (1872), 236; Hostmann, Der Urnenfriedhof v. Darzau, Braunschweig 1874. Taf. 1ff.; Undset, Auftreten des Eisens. S. 207f.

<sup>3)</sup> Willers, Bronzezeimer. S. 49f.

<sup>4)</sup> Zeitschr. f. Niedersachsen 1878. S. 164.

<sup>5)</sup> Göze, Höfer und Zschiesche, Die vor- und frühgesch. Alt. Thüringens, S. 212.

<sup>6)</sup> R. Much in Hoops, R. L. III, S. 431.

<sup>7)</sup> Wilke, Deutsche Geschichtsbl. VII, Heft 11/12; Archäologie und Indogermanenproblem S. 7; Kossinna, Mannus III, S. 325. Erst bei Lübbenau westl. von Spreewald ist eine hierzu gehörige Mäanderurne gefunden worden; Zschr. f. E. 1915, 403.

sachen ergibt sich zugleich auch, daß das Gebiet der Semnonen (c. 39) nicht, wie K. Schuchardt immer und immer<sup>1)</sup> wieder behauptet, in der Lausitz, sondern weiter nördlich etwa in den Kreisen Ost- und Westprignitz und Ost- und Westhavelland bis in die Gegend von Wittenberg anzusehen ist, wo sich fast überall, namentlich im Havelgebiete, Spuren einer sehr dichten Besiedelung finden und damit eine Bestätigung der Angaben Tacitus' über die Stärke des Semnonenvolkes bilden.

Nicht weniger scharf läßt sich, wie gleichfalls die grundlegenden Forschungen Kossinnas<sup>2)</sup> und die darauf ganz in seinem Sinne weiterbauenden

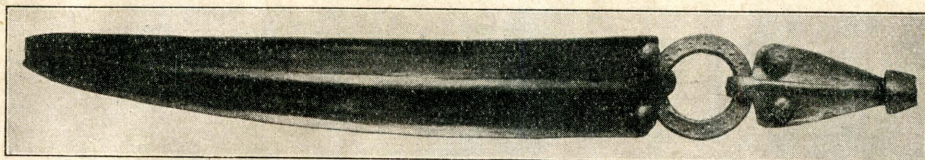


Abb. 8. Dreiteiliger Gürtelhafen von Rahmhütte Kr. Soldin. <sup>2</sup>/<sub>7</sub>. Nach Kostrzewski, Mann.=Bibl. Nr. 18, S. 55, Abb. 43. Ostgermanischer Typus.

großzügigen Arbeiten seiner Schüler E. Blume<sup>3)</sup>, M. Jahn<sup>4)</sup> und J. Kostrzewski<sup>5)</sup> gezeigt haben, das ostgermanische Gebiet abgrenzen, das außer durch zahlreiche scharf ausgeprägte Schmuck- und Gerätetypen, durch seine besonderen Schwert- und Lanzenformen, durch zahlreiche keramische Sondertypen



Abb. 9—12. Ostgermanische Mäanderurnen und andere ostgermanische Gefäßtypen.

und durch bestimmte, freilich nur auf einzelne Gebiete beschränkte Bestattungsbräuche gleichfalls durch Mäanderurnen gekennzeichnet wird. Von den westgermanischen Mäandergefäßen unterscheiden sie sich nicht nur durch ihre Form

<sup>1)</sup> Präh. Zschr. Bd. I, S. 360ff.; Zschr. f. Ethn. 1909, Verh. d. Pos. Philologenvers. 1911, S. 70; Alteuropa S. 296.

<sup>2)</sup> Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1905, S. 391f.

<sup>3)</sup> E. Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Mann.=Bibl. Nr. 8 u. 14.

<sup>4)</sup> M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Mann.=Bibl. Nr. 16.

<sup>5)</sup> J. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Mann.=Bibl. Nr. 18.

und die meist knieförmige Gestaltung der oft in der Dreizahl auftretenden randständigen Henkel (Abb. 9), sondern auch in der Technik der Verzierung und den verwendeten Ziermustern. Während der westgermanische Mäander der Kaiserzeit wie wir sahen, in der Hauptsache mit dem Rollstempel hergestellt wird, bleibt diese Technik dem ostgermanischen Formenkreise völlig fremd, vielmehr hält man hier beim einfachen Mäander an der in der Latènezeit auch bei den Westgermanen herrschenden Punktfüllung des Mäanderbandes fest, während man beim Doppelmäander die gleichfalls schon alte, aber jetzt in reicher Abwechslung ausgestaltete Strichfüllung der Bänder verwendet (Abb. 9, 10, 16).

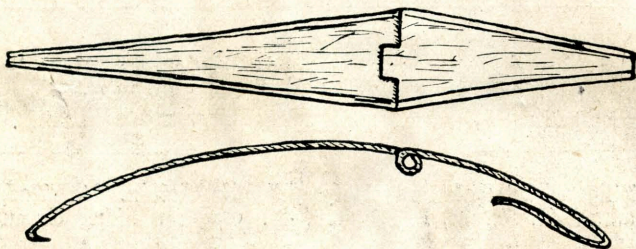


Abb. 13. Zweigliedriger oder Scharniergürtelhaken von Wrzedzin, Kr. Mogilno. Nach Kofrzewski, Mann.=Bibl. Nr. 18, S. 51, Abb. 39.

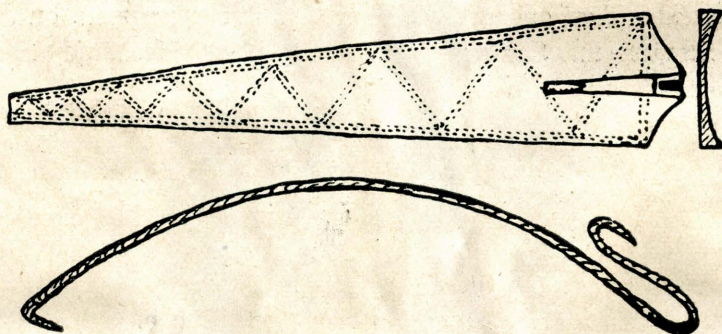


Abb. 14. Eingliedriger Gürtelhaken mit entgegengesetzt gerichteten Haken von Rahmhütte, Kr. Soldin. <sup>1</sup>/<sub>3</sub>.

Aber nicht nur eine genaue Abgrenzung des ost- und westgermanischen Formenkreises gestatten uns die Bodenfunde, sondern auch innerhalb des ersten die Auscheidung mehrerer kleinerer Kulturgruppen, die sich gleichfalls zu bestimmten ethnischen Gebieten in Beziehung bringen lassen. Die Ausbildung des ostgermanischen Formenkreises war schon um 800 v. Chr. durch skandinavische Völkerstämme erfolgt, die sich um diese Zeit über der seitherigen altgermanischen Bevölkerung niederließen und durch Vermischung mit ihr das Volk der Dandilier bildeten, die sich alsbald nicht nur über Pommern und Westpreußen, sondern späterhin auch über Posen und Schlesien ausbreiteten und die alteingesessene Bevölkerung teils verdrängten, in der Hauptsache aber wohl, wie das Sortleben bodenständiger hallstattzeitlicher (illyrischer) Gefäß-

formen in den älteren Latèneabschnitten lehrt, in sich aufnahmen. Gegen Ende der Mittellatènezeit drangen von Bornholm aus, verstärkt durch weitere nordische Zuwanderungen, neue Völkerstämme in Hinterpommern und das Gebiet an der untern Weichsel ein, die neben bestimmten Geräteformen (Sibeln, Gürtelhaken usw.) vor allem die eigentümliche, in Bornholm seit der Mittellatènezeit ausschließlich geübte Sitte der Brandgrubenbestattung mitbrachten. Es sind dies die **Burgunden**, deren Namen schon auf ihrem Ursprung hinweist. Aus dem Ausbreitungsgebiete ihres Bestattungsbrauches ersehen wir, daß ihr Gebiet bei Beginn unserer Zeitrechnung südwärts bis in die Gegend zwischen Warthe und Neke reichte, wo das Reich der noch an der alten Urnen-



Abb. 15. Hochhalziger Krug mit weit ausladendem Rande und kurzem randständigem Henkel, sog. „Krause“. Nach Beitr. 3. Urg. Schles. I, 35, Abb. 13. Vandilisch-lugische Gefäßform.

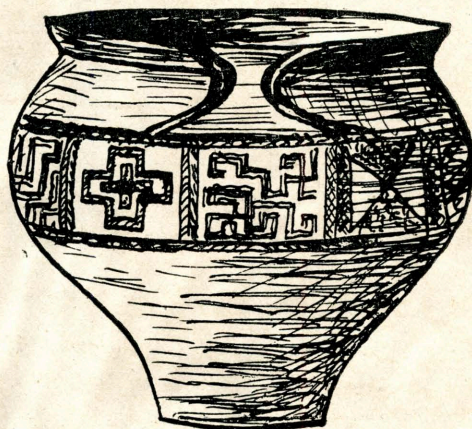


Abb. 16. Gefäß von Schönwarling, Kr. Danziger Höhe.  $\frac{1}{5}$ . Nach Kozłowski, S. 188, Abb. 209. Burgundische Gefäßform.

bestattung festhaltenden Vandilier, der Lugier<sup>1)</sup> Tacitus (c. 43) begann. Außer in den Bestattungsbräuchen bestehen auch noch in sonstiger Hinsicht (Schmuckringe, Sibeln, Gürtelhaken, Messerformen, Schwerter, Lanzen, Schildbuckel, keramische Typen) wesentliche Unterschiede zwischen beiden Gebieten (Abb. 15—19; 33), auf die ich hier indessen nicht weiter eingehen kann<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> R. Much in Hoops, R. L. III, S. 168.

<sup>2)</sup> Merkwürdigerweise werden die Burgunden von Tacitus nicht erwähnt, während umgekehrt Plinius die Lugier nicht nennt. Vielleicht erklärt sich dieser Widerspruch dadurch, daß beide einen Sammelbegriff in zu weiter Ausdehnung gebrauchen: Tacitus den Namen der Lugier, in die er die Burgunden einbezieht, und Plinius den der Burgunden, zu denen er auch die Lugier rechnet (Roediger, in Müllenhoff, D. A. IV, Neue Ausg. 1920, S. 488; La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen, S. 80f.). Sollte dies zutreffen, so müßten beide Autoren geirrt haben. Denn wie die Verbreitung der verschiedenen Grabformen und Gerätetypen lehrt (Abb. 19), besteht etwa in der Höhe der Neke eine scharf ausgeprägte Kulturscheide, die zweifellos als Völkergrenze anzusprechen ist. Daß die nördliche Kulturgruppe den Burgunden zuzuweisen ist, hat Kossinna (Die ethnologische Stellung der Ostgermanen, indogerm. Forsch. VII, 1896; Verz. Lanzenspitzen als Kennz. d.

Kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung erfolgten von Skandinavien aus, dieses Mal unter Umgehung von Bornholm, neue Zuwanderungen, die sich außer durch Zuführung bestimmter Gerätetypen vor allem durch die Einführung der Körperbestattung kennzeichnen. Betrachtet man eine Verbreitungskarte der Skelettgräber der älteren römischen Kaiserzeit, so bemerkt man, daß sich diese auf zwei nicht oder nur ganz lose miteinander zusammenhängende

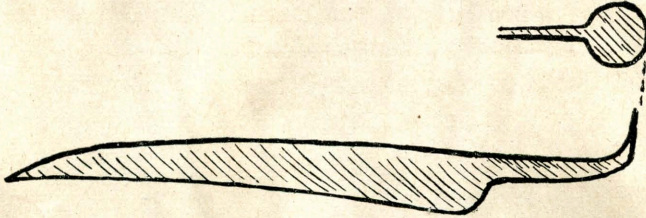


Abb. 17. Eisenmesser von Grotnif, Kr. Straustadt;  $\frac{1}{2}$ . Vandalisch-Lugischer Typus.

Gebiete verteilen: ein östliches an der untern Weichsel und im Samlande und ein westliches an der unteren Oder einschließlich der Odermündungsinseln und der Insel Rügen. Über die ethnische Zugehörigkeit der ersten können keine Zweifel bestehen. Die mannigfachen engen Berührungen dieser Skelettgräber-

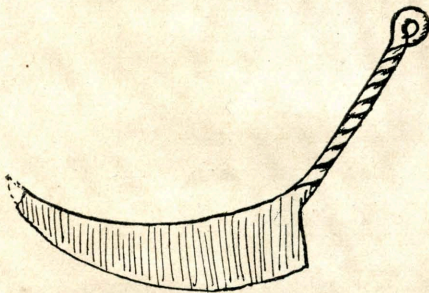


Abb. 18. Eisenmesser von Kulm;  $\frac{3}{8}$ . Mus. f. Völkert. Berlin. Burgundische Form.

kultur mit Gotland, Öland und überhaupt dem südöstlichen Schweden (Sibeltypen; Schwerter; Lanzen; Schildbuckel und Schildfesselnägeln; bronzene Fußschale mit Perlstabmuster am Rande und Henkelösen; Halsringe mit Kugelenden u. a. m.<sup>1)</sup>) weisen mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß wir ihren Ausgangspunkt in diesen Gebieten zu suchen haben, daß also die Träger dieser Kultur als die Gotonen des Tacitus (c. 43), die späteren Gothen anzusprechen sind<sup>2)</sup>.

Nicht ganz so klar liegen die Verhältnisse bei der Odergruppe. Diese Gruppe schließt sich nach Almgren eng an die dänischen Inseln und Südnorwegen an, mit denen sie geradezu ein einheitliches Kulturgebiet bildet<sup>3)</sup>. Besonders kennzeichnend für dieses Gebiet ist die eigentümliche Sitte, die

Ostgerm., Zeitschr. f. Ethn. 1905) schon seit langem einwandfrei gezeigt. Andererseits müssen die Lugier, wie aus der von Süden nach Norden fortschreitenden Aufzählung der Einzelstämme bei Tacitus klar hervorgeht, im Norden des Riesengebirges gesessen haben. Aus diesen Ansätzen in Verbindung mit der archäologischen Karte ergibt sich also, daß weder der Name der Burgunden auf die in Schlesien und Posen ansässigen Lugier, noch der der Lugier auf die nordwärts der Neße wohnenden Burgunden ausgedehnt werden kann.

<sup>1)</sup> Kostrzewski, a. a. O. 27; 40; 105; 118; 129; 131; 132; 213; 229.

<sup>2)</sup> Kossinna, a. a. O.; Blume, a. a. O.

<sup>3)</sup> S. Almgren, Zur Rugierfrage und Verwandtes. Mannus X, 1ff.

Gräber in besonders reicher Weise mit römischen Gefäßen auszustatten, ein Brauch, der außerhalb dieses geschlossenen Gebietes nur noch einmal in Wichulla in Schlesien und in Schladitz-Zwoschau nördlich Leipzig erscheint und dessen Vorstufen Almgren auf den dänischen Inseln finden zu können glaubt. Nun begegnen wir in dem norwegischen Anteil dieses Kulturgebietes in der westnorwegischen Landschaft Rogaland (jetzt Ryfylke) den Rygir, die völlig gleichnamig mit den südgermanischen Rugiern sind und wie diese (Ulmerugii = \*Hulma-



Abb. 19. Verbreitung einiger burgundischer und vandilisch-lugischer Gerätetypen.

- |  |  |
|--|--|
| ▲ Sichelmesser mit geradem Griff (Abb. 18).      | △ Messer mit eingezogener Schneide (Abb. 17).                  |
| ▼ Gleichseitig gerichtete Gürtelhaken (Abb. 13). | ▽ Gürtelhaken mit entgegengesetzt gerichteten Haken (Abb. 14). |
| ■ Geschweifte Henkelgefäße (Abb. 16).            | □ Hochhalige Krüge, sogen. „Krausen“ (Abb. 15).                |

rugeis = Inselrugier) sogar unter dem Namen Holmrygir erscheinen <sup>1)</sup> Die älterrömerzeitlichen Skelettgräber der Odergruppe, deren ethnische Bestimmung E. Blume <sup>2)</sup> offen gelassen hat, sind daher mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Rugier (c. 43) zu beziehen, und es liegt dann nahe genug, den Namen der Insel Rügen, dem man seit Zeuß <sup>3)</sup> einen slawischen Ursprung zuweist, wieder mit dem der Rugier in Verbindung zu bringen <sup>4)</sup>. Diese Ansetzung schließt natürlich nicht aus, daß sie früher, d. h. in der jüngeren Latènezeit, noch weiter östlich auf den Inseln des Weichseldeltas, wie Müllenhoff <sup>5)</sup> und R. Much <sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> R. Much, in Hoops R. I Bd. IV, 4.

<sup>2)</sup> a. a. O. 157.

<sup>3)</sup> Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 484.

<sup>4)</sup> Vgl. hierzu Almgren, Mannus X, 1ff.

<sup>5)</sup> Müllenhoff, Deutsche Altertumsde. II. 400.

<sup>6)</sup> R. Much, S. 183.

annehmen, und an der pommeellischen Küste, wie C. Blume<sup>1)</sup> ihr Gebiet erweitert, ansässig waren und daß auf sie die in diesen älteren Abschnitten dort herrschenden Brandgräber zu beehren sind, die sie von den Burgunden übernommen haben mußten. Jedenfalls erscheint eine erneute Prüfung der Frage nach dem Ursprunge des Namens der Insel Rügen, den man seit Zeuß allgemein für slawisch hält, durch die moderne Sprachforschung dringend erwünscht.

Archäologisch noch nicht schier faßbar sind die von Tacitus (c. 45) als Ostnachbarn der Germanen genannten Aestii. Zeuß<sup>2)</sup>, Müllenhoff<sup>3)</sup> und Bezzenberger<sup>4)</sup> haben sie mit den baltischen Indogermanen identifiziert, während sie Kossinna<sup>5)</sup> in Übereinstimmung mit Bremer<sup>6)</sup> und unter Berufung auf den Umstand, daß der Name Esten heute einem finnischen Volke zukommt, für Sinnen hält und annimmt, daß die baltischen Indogermanen erst aus einer Vermischung dieser mit Slawen hervorgegangen seien. Archäologisch sicher ist jedenfalls, daß das Samland, das nach Tacitus einen Teil des Ästiergebietes bildete, im 1. Jahrhundert nach Chr. von einer germanischen (gotischen) Bevölkerung beherrscht war, die sich hier über einer älteren Bevölkerungsschicht niedergelassen hatte, und daß diese ältere Schicht nach Abzug des Kerns des gotischen Volkes am Ende dieser Periode (um 200) allmählich wieder die Oberhand gewann<sup>7)</sup>. In der Folgezeit scheint sich die Kulturentwicklung dieses ostbaltischen Gebietes, das sich nördlich bis in den Raum zwischen Unterlauf der Düna und Aa erstreckt, bis zum Eintritt in die Geschichte völlig stetig vollzogen zu haben, und, abgesehen von den dauernd von Skandinavien aus kommenden Einwirkungen, scheint bis zu Beginn der geschichtlichen Zeit keine fremde Kulturzuwanderung erfolgt zu sein. Man darf daher wohl annehmen, daß innerhalb dieser Periode ein Bevölkerungswechsel oder auch nur ein stärkeres Zuströmen fremder Volksbestandteile hier nicht stattgefunden hat, daß also schon in taciteischer Zeit eine baltische Bevölkerung dort ansässig war. Dazu paßt auch sehr gut der von Tacitus ihnen zugeschriebene Eberkult und die Verehrung der mater deum, die sich mit dem Nerthuskult der Ostgermanen und dem Isiskult der Sueven berührt und jedenfalls bis in die indogermanische Zeit zurückreicht. Ebenso erklären sich mit dieser Annahme am einfachsten die zahlreichen germanischen Lehnworte im Litauischen.

Eine sehr große Unklarheit herrscht in weiten Kreisen noch über die **Tracht** der Germanen (c. 17). Wahrscheinlich wird diese in dem ausgedehnten Gebiete nicht ganz gleichartig gewesen sein, wenn sie auch in ihren Haupt-

1) C. Blume, a. a. O. 185.

2) Zeuß, a. a. O. 267ff.

3) D. A. II<sup>2</sup> S. 11ff.

4) Prussia, Sitz. Ber. XX 51, 54; Mann. II, Erg. Bd. S. 40.

5) Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 213ff.

6) Bremer, Ethn. 19.

7) C. Blume, a. a. O. 207ff.

zügen wohl überall dieselbe war. Eine gewisse Vorstellung von ihr gewähren uns sowohl die bildlichen Darstellungen aus frühromischer Zeit, als auch eine größere Reihe von Funden aus der Bronze- und der jüngern Kaiserzeit.

Der Stoff bestand in der Bronzezeit <sup>1)</sup> im allgemeinen aus einem dicken zweischäftigen Wollzeuge von grobem Gewebe, das aus Schafwolle mit einem Zusatz von Hirsch- oder Rinderhaaren hergestellt war. Aus der jüngeren Bronzezeit kennt man auch noch vereinzelt Leinengewebe, doch müssen diese auch schon früher in Gebrauch gewesen sein, wie die schon in der Steinzeit häufig auftretenden, nur zum Flachspinnen (nicht von Wolle) verwendbaren Spinnwirtel beweisen. Die Farbe der Kleidstoffe war in der Regel die natürliche, indem man fast ausschließlich die Wolle von braunen oder schwarzen Schafen verwendete, während weiße Wolle anscheinend nur selten benutzt wurde. Indessen scheint man doch auch schon früh die künstliche Färbung gekannt zu haben. Außer gewebten Stoffen wurden natürlich auch, wie ja auch jetzt noch vielfach, Pelze verwendet, in deren Zubereitung die Germanen ein großes Geschick besaßen.

Was die Form der Kleidung anlangt, so trug der Mann in der Bronzezeit eine Art ärmellosen Rock, bestehend aus einem viereckigen Stück Wollzeug, das unter den Achselhöhlen um den Leib geschlungen wurde und ungefähr bis zu den Knien reichte. Am oberen Ende liefen die Enden in Zipfel aus, offenbar zur Befestigung von Bändern, die über die Schultern geführt wurden und das Gewand festhalten sollten. Um den Leib wurde der Rock entweder durch ein gewebtes breites Band oder einen Ledergürtel zusammengehalten, der durch einen großen Bronzeknopf geschlossen wurde. Über dem Rock trug man einen länglich runden Mantel, der die nackten Schultern und Arme bedeckte und so weit war, daß er vorn zusammengezogen und mit Fibeln zusammengesteckt werden konnte. In manchen Männergräbern erscheint an seiner Stelle auch eine Art Plaid mit schmucken Fransen. Hosen finden sich in der Bronzezeit noch nicht. Zur Fußbekleidung dienten Zeugstreifen, die, wie die heutigen *Lapti* der russischen Bauern, um die Knöchel gewickelt wurden. Den Kopf bedeckte eine hohe Filz- oder Krimmermütze.

Die Kleidung der Frau bestand aus einem langen, bis auf die Knöchel reichenden Saltenrock und einer aus einem einzigen Zeugstück geschnittenen kurzen Ärmeljackete, deren Hauptnaht in der Rückenlinie senkrecht verlief, während sonst nur noch die bis an die Ellbogen reichenden Ärmel Nähte aufwiesen. Der obere Rand bedeckte zum Teil noch das Leibchen und wurde durch einen reich geschmückten Gürtel zusammengehalten. Als Kopfbedeckung diente ein feines, äußerst kunstvoll gearbeitetes Haarnetz.

In der jüngeren Römerzeit ist nach den erhaltenen Moorfundstücken der Männerrock, dessen Vorder- und Rückseite jetzt aus besonderen Stücken gebildet

<sup>1)</sup> D. Boye, Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark, et monografisk Bidrag til Belysning af Bronzealderens Kultur, Kjobenhavn 1896.

werden, etwas verkürzt, dafür aber mit langen, bis ans Handgelenk reichenden Ärmeln ausgestattet. Darüber wird ein gefärbter, mit gelben oder grünen Borten versehener viereckiger Mantel getragen. Außerdem hat man allgemein lange Hosen, die um den Leib mit einem Riemen festgehalten werden und unten mit kurzen Strümpfen zusammengenäht sind. Von der Frauentracht dieser Zeit ist nur wenig bekannt.

Auf den römischen Bildwerken des 1. Jahrhunderts findet sich bei den Männern ein Leibrock verhältnismäßig selten (Cameo in Belgrad; Silberbecher von Boscoreale; Pferdebrustschild von Brescia; Markusäule u. a.), vielmehr ist der Oberkörper wie auch bei vielen Keltendarstellungen teils ganz nackt (Gemma Augustea in Wien; Cameo des Tiberius in Paris; mehrere Bronzefiguren u. a.), teils nur mit einem Mäntelchen bedeckt (Abb. 1 u. 3), das über der rechten Schulter zusammengesteckt ist (Tropäen auf Münzen; ein Krieger auf dem Cameo von Belgrad; Trajansäule; einige Bronzestatuetten). Dagegen sind öfter Hosen dargestellt, die schon auf dem Denkmale von Adamklossi erscheinen (Abb. 1 u. 4). Allerdings glaubt Kostrzewski aus dem Umstande, daß in den ostdeutschen Gräbern Gürtelhaken fast ausschließlich in Frauengräbern, aber fast nie mit Waffen zusammen vorkommen, folgern zu dürfen, daß die Ostgermanen in damaliger Zeit noch nicht Hosen getragen hätten, und er faßt daher die Beinkleider bei den Basternen als eine Entlehnung von den benachbarten Dakern auf<sup>1)</sup>. Aber da bei den Galliern, die das Wort für Hose (felt. braga, germ. brak) und damit doch auch diese selbst erst von den Germanen übernommen haben, Beinkleider schon in dem Berichte des Polybios über der Schlacht von Telamon im Jahre 225 vor Chr. erwähnt werden<sup>2)</sup>, so kann man kaum annehmen, daß die Basternen das Bekleidungsstück erst durch die Dakern kennen gelernt haben sollten. Höchstens ließe sich, wenn anders aus dem Fehlen von Gürtelhaken in den Gräbern der Ostgermanen mit Sicherheit auf das Fehlen von Hosen bei diesen geschlossen werden könnte, aus den Bildwerken von Adamklossi folgern, daß die Basternen überhaupt keine Ost- sondern Westgermanen waren, wofür ja auch der bei ihnen dargestellte, von Tacitus ausdrücklich als Merkmal der Sweden gekennzeichnete Haarknoten sprechen könnte. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Befestigung der Hosen überhaupt nicht durch einen Gürtel, sondern durch einen spiralgig gewundenen Schal oder in ähnlicher Weise erfolgte. Gürtelhaken sind jedenfalls auch auf keinem der erhaltenen römischen Bildwerke dargestellt, vielmehr findet sich hier gewöhnlich nur eine wulstartige Verdickung des oberen Hosenrandes, oder ein mehr oder weniger breites Band.

Viel gestritten hat man über die Bemerkung des Tacitus, daß das Fußvolk im Kampfe nackt ging oder nur mit einem leichten Mäntelchen bekleidet

<sup>1)</sup> J. Kostrzewski, a. a. O., S. 42, Anm. 2.

<sup>2)</sup> R. Much, Das Zeitverhältnis sprachgeschichtlicher und urgeschichtlicher Erscheinungen. Anthr. Korr.-Bl. 1904, S. 135f.

gewesen sei (c. 6). Tatsächlich finden sich auf den rheinischen Grabsteinen des 1. Jahrhunderts, wie wir schon sahen, die germanischen wie auch keltischen Krieger vielfach so dargestellt. Da aber die meisten dieser Denkmäler zweifellos bemalt waren, so ist es wahrscheinlich, daß die Hose auf ihnen durch Malerei angedeutet war. Dagegen mögen sie im Kampfe den Rock und das Mäntelchen, die der freien Bewegung hinderlich waren, wohl vielfach abgelegt oder heruntergestreift haben, wie wir es beispielsweise auf dem vorhin erwähnten Cameo von Belgrad dargestellt sehen. Insoweit scheinen also die Angaben des Tacitus durch die Denkmäler ihre Bestätigung zu finden, doch darf man daraus natürlich nicht folgern, daß die Germanen auch sonst halbnaakt herumgelaufen wären.

Über die Haartracht berichtet Tacitus (c. 38), Abzeichen des swedischen Volkes sei es, das Haar seitwärts zu streichen und in einen Knoten zusammenzuschürzen. H. Sischer hat aus den Worten des Tacitus gefolgert, daß nur bei den Alten der Knoten auf dem Scheitel, bei der haarreicheren Jugend dagegen mehr vorn und seitlich gesessen habe<sup>1)</sup>. Doch lehren uns die Denkmäler, daß sich der seitliche Knoten keineswegs nur auf die jüngeren Leute beschränkt, sondern daß er auch bei älteren Personen die Regel bildet<sup>2)</sup>.

Der ältesten Darstellung des Haarknötens begegnen wir bei der prächtigen, einen schwerverwundeten Basternen darstellenden Marmorbüste im Cinquantenaire-Museum in Brüssel, die noch aus späthellenistischer Zeit stammt (Abb. 2). Weiter erscheint er bei den gefangenen Basternen<sup>3)</sup> auf den Metopen des Triumphais von Adamklissi (Abb. 1), auf der Trajanssäule, auf zahlreichen rheinischen Grabstelen des 1. Jahrhunderts und endlich auch noch bei einer Reihe von Bronze-Statuetten (Abb. 3). Mit Ausnahme einer einzigen Darstellung auf einem römischen Reiterstein des 1. Jahrhunderts, bei der der Knoten, nach Schumachers Auffassung wohl nur aus Ungechicklichkeit des Bildhauers, links angebracht ist, findet er sich hier überall ziemlich tief dicht über dem rechten Ohre, so daß der Ausdruck bei Tacitus substringere durchaus begründet erscheint. Dagegen

<sup>1)</sup> Philologus 50, S. 379f.

<sup>2)</sup> Schumacher, Mainzer Jahrb. IV, 11.

<sup>3)</sup> Wilser, (Die Germanen, Beitrag 3. Völkerf. Leipzig 1913, Bd. I, 87<sup>1)</sup>) hält freilich die Basternen wegen ihrer Königsnamen Tentagemis, Cotus u. a. für „unzweifelhafte Gallier“, doch werden ihm darin nur wenige zustimmen. Wenn auch bei den Kelten in frühromischer Zeit von ihrem ursprünglichen indogermanischen Typus einzelne Züge (schlanter Wuchs, helle Komplexion) noch vorherrschen mochten, so war doch infolge Mischung mit anderen Rasselementen ihr Gesamthabitus damals schon wesentlich geändert, was nicht nur, wie wir oben sahen, in den erhaltenen Skelettresten, sondern auch in den bildlichen Darstellungen der antiken Künstler deutlich genug zum Ausdruck kommt. Nun zeigen aber sowohl die Basternen auf dem Denkmale von Adamklissi, als der sterbende Germane im Cinquantenairemuseum in Brüssel einen so ausgeprägt germanischen Typus, daß man schon allein daraufhin die Basternen als germanischen Völkertamm betrachten muß, auch wenn nicht der nur von Germanen bezugte Haarknötens diese Volkszugehörigkeit, noch besonders erhärtete.

kommt der Scheitelfnoten nur sehr vereinzelt vor, so auf einem Mainzer Grabstein aus flavischer Zeit und wohl auch bei den als Henkelverzierung der Truhen dienenden sogenannten „Bataver“= oder „Sigamber“=Köpfen, die freilich in Wirklichkeit keine Germanen=, sondern, wie die langen Ohren, die Stumpfnase und der Stirnschmuck aus Epheuranthen beweisen, Silensköpfe bedeuten.

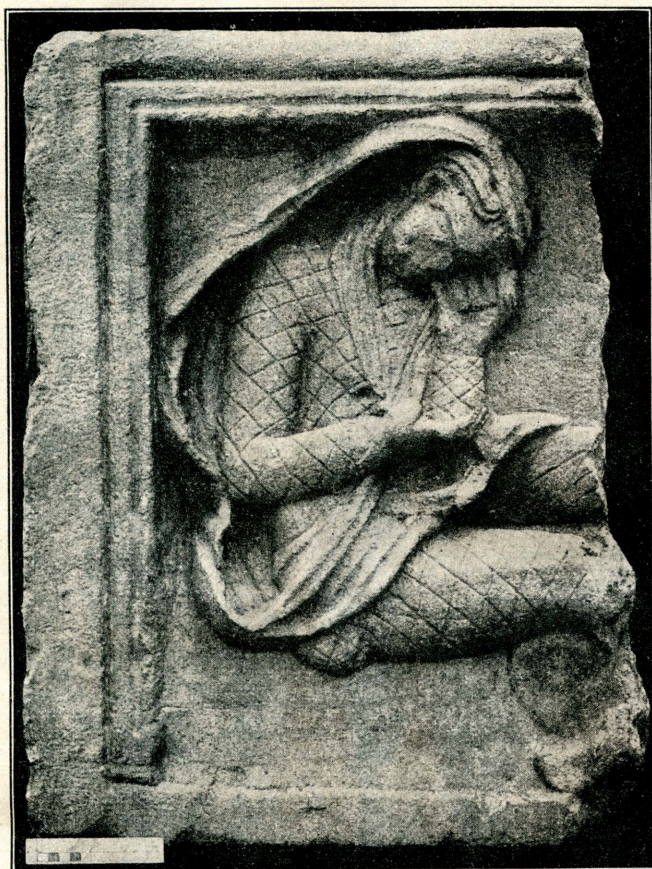


Abb. 20. Weibliche Gestalt in trauernder Haltung auf einer Kalksteinplatte aus dem Legionslager von Mainz. Nach Kossinna, a. a. O. S. 219, Abb. 498. Sie ist mit einem eng anliegenden, langärmelichen Leibrock und Hose bekleidet, die wie jene mit einem Rautenmuster verziert sind. Vom Haupt wallt über den Rücken ein langer Schleier herab.

Von der Frauentracht sagt Tacitus (c. 17), sie sei die gleiche wie die der Männer, nur bevorzugten die Frauen mit Purpurstreifen verzierte Leinwand, auch seien die Arme und der obere Teil der Brust entblößt. Da sich tatsächlich in der römischen Kaiserzeit öfter Frauen in männlicher Tracht und insbesondere mit enganliegenden Hosen dargestellt finden (Abb. 20), haben v. Biewowski und Schumacher<sup>1)</sup> diese Angaben wörtlich aufgefaßt.

<sup>1)</sup> a. a. O. 9.

Gegen diese Auffassung hat aber Kossinna m. E. mit vollem Rechte geltend gemacht, daß es sich bei diesen Darstellungen um eine Personifikation der besiegten *Germania*, nicht aber um eine *Germanin* handele, wie ja auch die weiblichen Personifikationen anderer besiegter Länder in der römischen Kaiserzeit fast durchweg in männlicher Tracht dargestellt sind.<sup>1)</sup> Die Worte des



Abb. 21. Marmorrelief vom Marsfelde in Rom, die besiegte *Germania* darstellend.  
Nach Kossinna, a. a. O., Taf. XLVII, Abb. 447.

Tacitus beziehen sich also, wie schon Müllenhoff ausgesprochen hat<sup>2)</sup>, nicht auf die äußere Form, sondern nur auf den Stoff der Kleidung.

Die Richtigkeit dieser Auffassung wird auch durch die sonstigen Denkmäler bestätigt, die uns die Frau nicht als Personifikation, sondern in lebenswahren

<sup>1)</sup> Kossinna, Die Deutsche Vorg. S. 217 ff.

<sup>2)</sup> D. A. IV, 289.

Bildern vorführen, wie auf der Gemma Augustea (Abb. 10), der Gemma Tiberiana, der Trajans- und Markussäule. Hier erscheinen sie stets in langen Gewändern, wie wir sie in ganz ähnlicher Weise auch bei der „Thusnelda“ von Florenz und der freilich schon der Mitte des 2. Jahrhunderts angehörenden trauernden Germania in der Villa Pamfili in Rom vor uns sehen (Abb. 21).

Die Sibeln, mit denen das Gewand zusammengehalten wurde, zeigen im 1. Jahrhundert nach Chr. je nach Zeit und Landschaft wechselnde Formen<sup>1)</sup>.

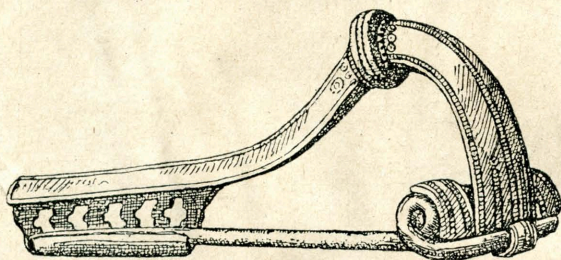


Abb. 22. Silberne Sibel mit „zweilappiger Rollentappe“ und Sehnenhaken zum Festhalten der Sehne; Jütland;  $\frac{1}{1}$ . Nach Almgren, Nordeurop. Sibelformen, Taf. II, 24. Westgermanischer Typus.

Besonders beliebt waren zur Zeit der Entstehung der Germania gewisse Weiterbildungen der schon in Augusteischer Zeit aufkommenden „Augenfibel“, die oft aus Silber bestanden, doch erscheinen daneben auch andere Formen, die gleichfalls ihre Vorläufer schon in der endenden Spätlatènezeit haben (Abb. 22—24 und Taf. I).

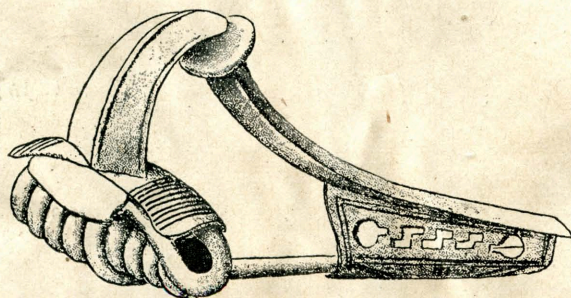


Abb. 25. Sibel von Pichora, Böhmen;  $\frac{1}{1}$ . Nach Almgren, Mannus V, 271, Abb. 11. Markomanische Abart der Rollentappensibel. 1. Jahrh. nach Chr.

Den Hals schmückten außer den in dieser Zeit seltener vorkommenden Halsringen zierliche, mit Glas oder doppelkonischen Silber- oder Goldperlen zusammengesetzte Halsketten, die durch S-förmige, in etwas jüngerer Zeit in reicher Siligranarbeit verzierte Bronze-, Gold- oder Silberhaken geschlossen wurden, und an denen ring-, kapsel- oder birnförmige Berlofs, vom Ende des 1. Jahrhunderts ab gleichfalls mit reicher Siligranverzierung, herabhängten. (Abb. 25—28; 43).

<sup>1)</sup> O. Almgren, Studien über nordeurop. Sibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Stockholm 1897 und Kossinna, a. a. O. S. 148 ff.

Als Armschmuck, dem wir besonders auf ostgermanischem Gebiete begegnen, dienten meist einfache offene Bronzereifen mit kugligen oder knospenartigen Enden, oder Ringe von D-förmigem Querschnitt mit gerade abschneidenden, verbreiterten Enden, die in ähnlicher Weise wie die Abkömmlinge der alten Augenfibeln mit Reihen von Augenmustern verziert sind. Diesem letztgenannten Ringtypus nahe steht eine kleine Gruppe von bandförmigen Armringen, aus denen sich etwa um die Mitte des 2. Jahrhunderts die ältesten Formen der überaus prächtigen goldenen Schlangenkopfarmbänder entwickeln (Abb. 44). In annähernd die gleiche Zeit gehören endlich auch

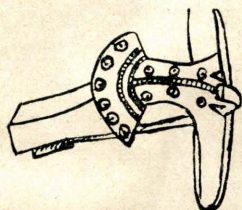


Abb. 24. Silberne Fibel mit Sehnenhafen und Augenverzierung vom Mosesberg bei Buřow, Kr. Westhavel-land; <sup>2</sup>/<sub>3</sub>. Mannus IV, Taf. XLVIII, 9a.



Abb. 25. Doppelfonische, m. Siligra verzierte Hohlperle aus Silber. <sup>1</sup>/<sub>1</sub>. Selchowhammer, Kr. Silehne. Nach E. Blume, Mann.=Bibl. Nr. 8, S. 90, Abb. 113.



Abb. 26. Birnenförm. Goldberlod von Warmhof, Kr. Marienwerder; <sup>1</sup>/<sub>1</sub>. Blume, Mann.=Bibl. Nr. 8, S. 94, Abb. 122.



Abb. 27. Silberne Halsschließe vom Mosesberg bei Buřow, Kr. Westhavel-land; <sup>2</sup>/<sub>3</sub>. Mannus IV, Taf. XLVIII, 9d.



Abb. 28. Silberne Halsschließe von Selchowhammer, Kr. Silehne; <sup>1</sup>/<sub>1</sub>. E. Blume, S. 90, Abb. 112.

noch die ältesten Typen einer anderen Gruppe von Tierkopfarmringen, die im Gegensatz zu den vorhergehenden im allgemeinen auf Westgermanisches Gebiet und namentlich Skandinavien beschränkt bleibt und die gleichfalls eine reiche Entwicklung erfährt.

Singer- und Ohringe, die noch in der Latènezeit einen sehr beliebten Schmuck bildeten, wurden in der älteren römischen Kaiserzeit anscheinend nur sehr selten getragen.

Im allgemeinen sehr gut unterrichtet ist Tacitus über die **Bewaffung** der Germanen (c. 6), wenn auch die Einleitungsbemerkung zu diesem Kapitel: „Ne ferrum quidem superest sicut ex genere telorum colligitur“ nicht zutrifft. Denn tatsächlich ist die Zahl der Eisenwaffen in den Gräbern eine sehr

große<sup>1)</sup> und Bronzewaffen sind schon von Reine des Hallstattstufe C (850—700 v. Chr.) ab so gut wie vollständig verschwunden. Durch diese archäologischen Tatsachen erledigt sich auch die von Müllenhoff (D. A. IV. 163) an die Bemerkung des Tacitus geknüpfte Folgerung, daß die Germanen erst kurz vor ihrer Berührung mit den Römern in den Besitz von Eisenwaffen gelangt seien.

Die Hauptwaffe der Germanen bildete nach Tacitus die *framea*, deren Beschreibung so präzis und treffend ist, daß ihr offenbar eine genaue Kenntnis von Originalen zugrunde liegt, sei es, daß Tacitus selbst solche in der Hand oder von einem guten Beobachter Mitteilungen darüber erhalten hatte. Im Gegensatz zu den langen breiten, mit hohem Mittelgrat versehenen Lanzenklingen der Latènezeit<sup>2)</sup>, in der das Lanzenblatt bisweilen noch reich verziert oder an den Rändern mit Ausschnitten versehen ist, sind die meist

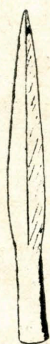


Abb. 29. Lanzenspize von Markensfelde, Kr. Schroda. Nach Jahn, S. 80, Abb. 85 u. 86.

Abb. 30. Lanzenspize von Gägelow, Medlenburg.

Abb. 31. Lanzenspize m. Mittelgrat. Küstrin, Kr. Königsberg. Nach Jahn, Abb. 87.

unprofilierten<sup>3)</sup> frühkaiserzeitlichen Lanzenspitzen im Durchschnitt nur 20 cm lang, so daß sie — entgegen dem römischen *Pilum* — ebensogut als Stoß- wie als Wurf- waffe gebraucht werden konnten (Abb. 29 und 30). Nur verhältnismäßig selten finden sich daneben noch, besonders in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., die älteren langen Formen mit scharfem Mittelgrat (*rari... majoribus lanceis utuntur*), die erst in etwas jüngerer Zeit wieder häufiger auftreten (Abb. 31) und dann gleichfalls oft verziert oder ausgeschnitten sind<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der ältesten Eisenzeit etwa v. 700 v. Chr. bis 200 v. Chr. Mannus-Bibl. Nr. 16, Beil. 2 führt — ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben — aus der frühen Kaiserzeit 250 Fundorte mit Eisenwaffen auf. Allein von Schwerten weist er — außer einer Reihe von Schwertscheiden — über 200 Stüd nach.

<sup>2)</sup> a. a. O. 49ff. Vgl. hierzu auch die Lanzen auf S. 83 (Abb. 73).

<sup>3)</sup> Nur in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr. sind größere Klingen mit hohem Mittelgrat noch etwas häufiger; a. a. O. 81.

<sup>4)</sup> a. a. O. 91f. S. a. Taf. I.

Ebenso bestätigt sich die Angabe des Tacitus über die Seltenheit der Schwerter, und wenn er in scheinbarem Widerspruch damit c. 18 das Schwert neben der *Framea* und dem Schild als die gewöhnliche Morgengabe der Braut beim Hochzeitszeremoniell erwähnt, so bezieht sich diese Angabe offenbar nur auf Personen vornehmerer Abkunft. In den großen früh Römerzeitlichen Gräberfeldern von Ladenburg, Trebur, Groß-Gerau, Seudenheim und anderen Orten und ebenso in den linksrheinischen Germanengräbern von Andernach, Weisenau usw. treten die Schwerter, die in der Latènezeit ziemlich häufig sind<sup>1)</sup>, gegenüber der *Framea* jedenfalls sehr bedeutend zurück, und auch auf den römischen Bildwerken sind die Germanenkrieger nur ausnahmsweise mit dem Schwerte dargestellt. Allerdings trifft die Angabe des Tacitus nur für das Fußvolk uneingeschränkt zu, nicht aber, wie er c. 6 meint, auch für die Reiter, die sich nach ihm gleichfalls nur mit Schild und Lanze begnügten (*Et eques quidem scuto frameaque contentus est*), denn die Reitergräber der frühen Kaiserzeit, die durch die beigegebenen Sporen als solche erkennbar sind, enthalten zum großen Teil Schwerter<sup>2)</sup>. Doch liegen die Fundorte dieser mit einem Schwert ausgestatteten Reitergräber sämtlich außerhalb des Rheingebietes, auf das sich die Schilderungen des Tacitus in erster Linie beziehen, während in den westlichsten Teilen Germaniens anscheinend auch bei den Reitern das Schwert selten ist<sup>3)</sup>. Den vorherrschenden Typus der frühen Kaiserzeit bildet, wenigstens in West- und Mitteldeutschland sowie im Norden, ein zweischneidiges, 60—65 cm langes Stoßschwert mit flacher gerader Klinge, scharfer Spitze und meist rechteckigem, seltener bogenförmigem Griffabschluß, an den sich die schmale, oft in einen kleinen eisernen oder bronzenen Knopf endende Griffangel anschließt. (Abb. 32.)

Als Kennzeichen der ostgermanischen Stämme hebt Tacitus (c. 43) ihre Kurzschwerter hervor. Diese Schwerter hat Kossinna schon vor 25 Jahren mit den in früh römischen Gräbern sehr häufig vorkommenden einschneidigen Schwertern gleichgesetzt<sup>4)</sup>, deren Länge nach Ja hn durchschnittlich nur 55 bis 60 cm, bisweilen sogar nur 40 cm beträgt<sup>5)</sup> und die sich dadurch von ihren meist beträchtlich längeren Latènezeitlichen Vorläufern nicht unwesentlich unterscheiden (Abb. 33). Allerdings bleibt diese Schwertform in der älteren Kaiserzeit nicht mehr, wie in der Latènezeit, auf den Osten beschränkt, sondern

<sup>1)</sup> Allein an zweischneidigen Schwertern sind aus dieser Periode weit über 200 Exemplare gefunden worden, darunter eine Anzahl verzierter (a. a. O. 100ff.). Dazu kommen noch gegen 100 einschneidige, von denen nur 12 auf das Elbegebiet, die übrigen auf ostgermanisches Gebiet entfallen (a. a. O. 134ff.).

<sup>2)</sup> a. a. O. 217.

<sup>3)</sup> Schumacher, a. a. O. 3f.

<sup>4)</sup> G. Kossinna, Die ethnol. Stellung der Ostgermanen; Indogerm. Forsch. VII, S. 280.

<sup>5)</sup> Ja hn, a. a. O. 146.

erscheint auch häufig in westgermanischen (herminonischen) Gräbern<sup>1)</sup>. Dagegen kommen die latènezeitlichen Vorläufer dieses Typus fast ausschließlich auf ostgermanischem, und zwar burgundischem Boden vor<sup>2)</sup>, und man darf

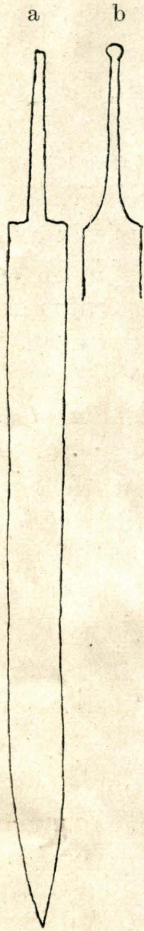


Abb. 32. Zweischneidige Schwerter der frühen Kaiserzeit. a) mit rechteckigem, b) mit bogenförmigem Griffabschluß.  
Nach Jahn.

Abb. 33. a) Einschneidiges Kurzschwert mit Griffrandverzierung; b) Schwert mit Scheide. Dimoše, Sünen.

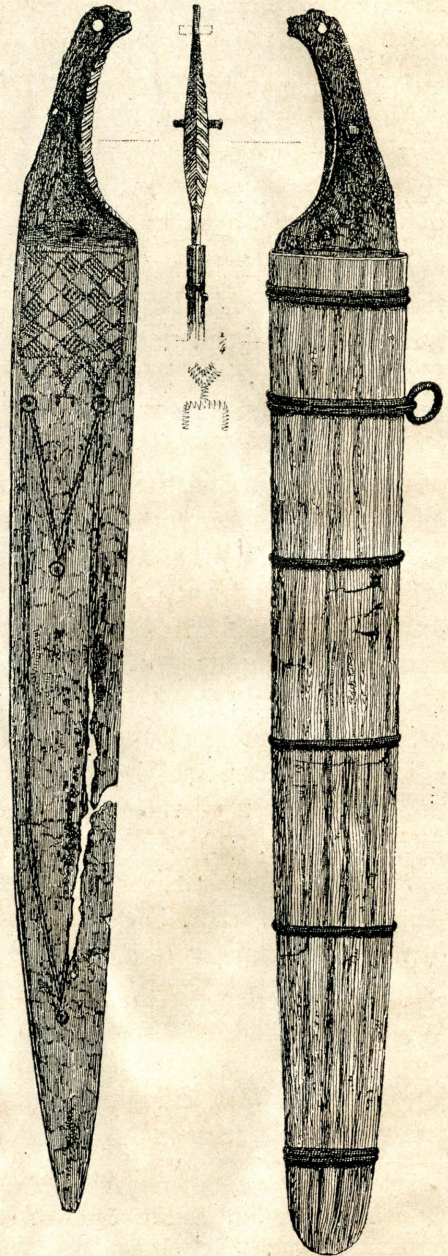


Abb. 33a u. b.

daher wohl mit Jahn annehmen, daß Tacitus hier eine ältere Quelle benutzt hat, die zur Zeit der Abfassung der Germania nicht mehr zutraf.

<sup>1)</sup> a. a. O. Beil. 2.

<sup>2)</sup> Vgl. o. S. 19f.

Die Schilde werden von Tacitus in der Germania nur ganz flüchtig erwähnt (c. 6 und 43), und zwar nennt er als eines der Kennzeichen der Ostgermanen den runden Schild, woraus hervorzugehen scheint, daß die übrigen Germanen eckige Schilde führten. In der Tat sind die Fußtruppen des Rheingebietes auf den römischen Bildwerken des 1. Jahrhunderts in der Regel mit vier- oder sechseckigen, bisweilen auch ovalen Flachschilden dargestellt, die offenbar viel leichter zu handhaben waren, als die schweren halbzyllindrischen römischen Schilde<sup>1)</sup>. Doch finden sich Langschilde vielfach auch in ostgermanischen, zum mindesten in gotischen Gräbern, während andererseits zahlreiche Reste von kreisrunden Schilden auch in den aus westgermanischem Gebiete stammenden

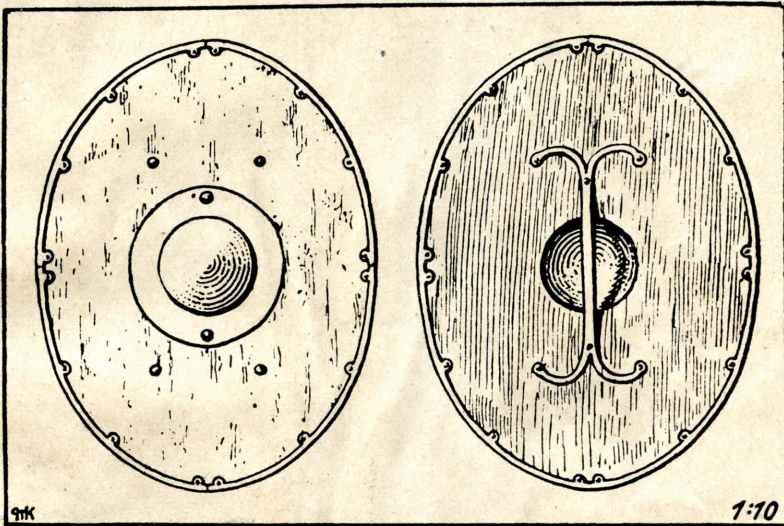


Abb. 34. Vorder- und Rückseite eines Ovalschildes von Seudenheim, B.-A. Mannheim. Nach Schumacher.

Moorfunden vorkommen<sup>2)</sup>. Ebenso waren nach den römischen Bildwerken bei den Reitern des Rheingebietes neben größeren ovalen Schilden, wie sie die römische Reiterei führte, kleine ovale oder kreisrunde Schilde von ostgermanischer Form vielfach im Gebrauch<sup>3)</sup>.

Über die sonstige Beschaffenheit der Schilde spricht sich Tacitus nicht näher aus, doch kann hier ergänzend auf die Ansprache verwiesen werden, die er Annal. II, 14 den Germanikus vor einer Schlacht halten läßt. Es heißt darin, die Schilde der Germanen beständen aus Weidengeflecht oder dünnen bemalten Brettern, die nicht einmal durch Eisen oder Bretter befestigt und so groß seien, daß sie im Walde zwischen den Bäumen nur schlecht zu handhaben wären. Richtig bei dieser Schilderung, die natürlich „die Übertreibung des encoura-

<sup>1)</sup> Schumacher, a. a. O. S. 4.

<sup>2)</sup> Jahn, a. a. O. 118.

<sup>3)</sup> Schumacher, Mainzer Zeitschr. IV, 5, Abb. 2.

gierenden Redners ist“<sup>1)</sup>, ist nur, daß die Schilde, wie zahlreiche Randbeschläge und Buckelnieten lehren, aus dünnen Brettern bestanden<sup>2)</sup> und nur selten mit einem Lederüberzug versehen waren. Dagegen hatten sie fast durchweg eiserne Schildbuckel, und sie zeichneten sich nicht sowohl durch ihre Größe, als vielmehr ihre Kleinheit aus (Abb. 34—36).

Die in der Rede des Germanikus und Germ. c. 6 u. 43 erwähnte Bemalung der Schilde wird durch einige Funde bestätigt. Aus einem Skelettgrabe aus



Abb. 35. Schildbuckel der Spätlatène- und älteren Kaiserzeit.  
a) Spitzbuckel, b) Stangenbuckel.

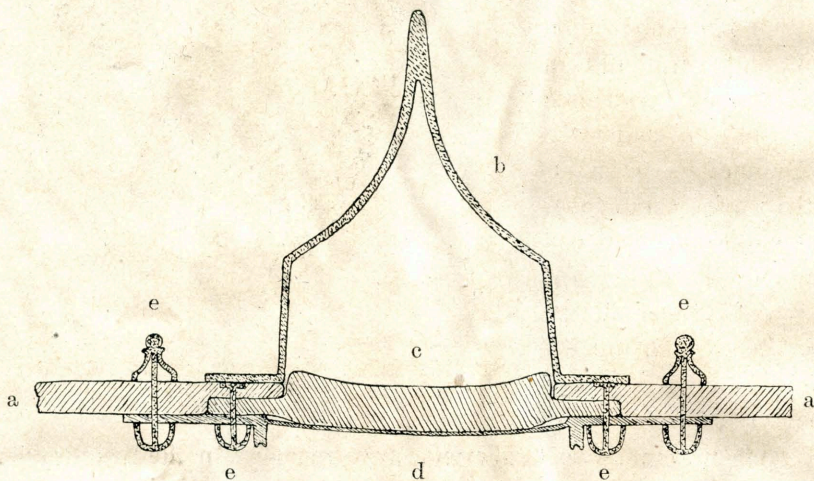


Abb. 36. Querschnitt durch den Mittelteil eines Schildes. a Schildbrett. b Schildbuckel. c hölzerner Schildgriff. d Schildfessel. e Fesselnieten. Nach Jahn. (Zu d und e vgl. auch Abb. 73 i. d. Mitte oben).

Tingstaede auf Gotland stammen Schildreste mit blauer Farbe<sup>3)</sup>. Die Reste des Lederüberzugs eines Rundschildes aus einem Skelettgrabe von Baunegaard auf Bornholm waren hochrot gefärbt<sup>4)</sup>, und auch einige Schildbretter aus dem

<sup>1)</sup> Delbrück, Geschichte der Kriegskunst. II<sup>2</sup>. S. 41.

<sup>2)</sup> Ihre Stärke beträgt in der Mitte des Schildes 1—1,5 cm, am Rand gewöhnlich 0,5—0,8 cm. Zur Ablenkung der anfliegenden Lanze und zum Auffangen des Schwertstiches war nur der etwa 15 cm breite Schildbuckel zu gebrauchen, den man daher gern mit einer hohen, zugleich als Stoßwaffe geeigneten Spitze ausstattete (Abb. 35 b; 36). Diese Kampfesart setzte natürlich eine große Beweglichkeit und Gewandtheit des Kämpfers voraus.

<sup>3)</sup> Svenska fornmin. tidskr. V, 134f.

<sup>4)</sup> Aarb. 1885, S. 135f.

großen Sunde von Thorsberg hatten bei ihrer Auffindung einen rötlichen Anstrich<sup>1)</sup>. Werden die Sunde von bemalten Schilden erst einmal etwas häufiger sein, so wird sich auch entscheiden lassen, ob die Bemalung, wie Müllenhoff meint<sup>2)</sup> nur vom persönlichen Geschmack des einzelnen abhing, oder ob sie, wie es die Schriftsteller besonders von den Kimbern und Hariern, einem Stamme der Dandalen, berichten<sup>3)</sup>, ein wirkliches Stammesabzeichen war.

Helme treten zwar sowohl bei mehreren Bronze-  
statuetten (Abb. 67) und in  
nordischen Selsenzeichnungen,  
wie einmal in einem Moor-  
funde von Dänemark schon  
sehr früh auf germanischem  
Gebiete auf und erscheinen  
auch mehrfach auf kaiserzeit-  
lichen Bildwerken germani-  
schen Ursprungs, sind aber  
sonst übereinstimmend mit den  
Angaben von Tacitus (c. 6)  
sehr selten. Aus der älteren  
Kaiserzeit kennt man nur ein  
Wangenstück eines Helmes  
römischer Form aus dem

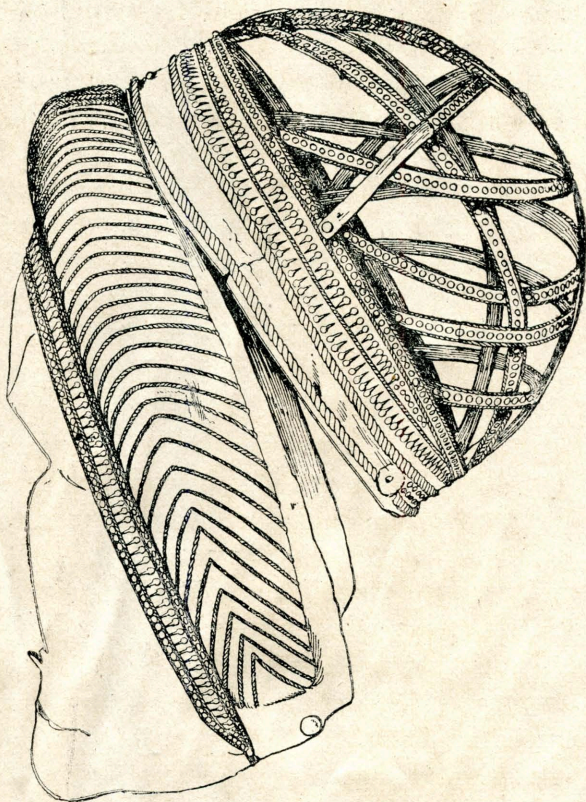


Abb. 37. Silberhelm von Thorsberg, Schleswig.  $\frac{1}{3}$ .  
Nach Kossinna, Mann.-Bibl. Nr. 9, S. 200, Abb. 414.

großen, reich ausgestatteten Gräberfelde von Hagenow in Mecklenburg<sup>4)</sup> und einen Helm ähnlicher Form aus dem Hofheimer Lager, Kr. Höchst<sup>5)</sup>, außerdem noch einige nicht ganz sichere Stücke von Kiel, Olfen a. d. Lippe<sup>6)</sup> und

<sup>1)</sup> Engelhardt, Denmark in the early iron age.

<sup>2)</sup> Der von Müllenhoff, D. A. IV, 169 als Beispiel angeführte, von Dorow (Opferstätten und Grabh. d. Germ. u. Römer am Rhein; Heft 2, Wiesbaden 1821, S. 41f.) veröffentlichte Schild ist nach Jahn (S. 206<sup>2)</sup>) mittelalterlich.

<sup>3)</sup> Die Schilde der Hariern waren schwarz, die der Kimbern weiß, die fränkischen weiß oder gelb, während die Wikinger rote Schilde führten.

<sup>4)</sup> R. Belz, Die Vorgesch. Alt. d. Großherzogt. Mecklbg. S. 315. Er besteht aus Eisen, das an mehreren Stellen mit verziertem Bronzeblech belegt ist. Der Helm hatte wahrscheinlich die gleiche Form, wie die Alt. u. heidn. Vorg. IV, 8, 2; IV 39; V, 22; V, 34 abgebildeten Stücke.

<sup>5)</sup> Nassauer Annal. Bd. 40, S. 146, Abb. 29, 4.

<sup>6)</sup> Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der ältesten Eisenzeit. S. 209 (abgebild. a. d. vorgesch. Wandtafel Weistfalens).

Gorzucha, Kr. Kalisch<sup>1)</sup>, aus etwas jüngerer Zeit Helmreste von dem großen Gräberfelde von Gießen<sup>2)</sup>, einen schönen Helmschmuck von Dimose<sup>3)</sup> und zwei prächtige, silberne Helme aus dem Thorsbergmoore in Dänemark<sup>4)</sup>, die zwar in ihrer Form auf römische Vorlagen zurückgehen, in stilistischer Hinsicht aber die Arbeit eines germanischen Künstlers deutlich erkennen lassen (Abb. 37).

Ebenso selten wie Helme sind nach Tacitus (c. 6) Panzer. Auch diese Meldung wird durch die Funde durchaus bestätigt. Abgesehen von einem nicht sicher bezeugten latènezeitlichen Ringpanzer von Münsterwalde, Kr. Marienwerder<sup>5)</sup>, der in einem feltischen Funde von Tiefenau, Kanton Bern, sein Gegenstück hat, reichen die ältesten sicher belegten Funde von Ringbrünnen (Berlitt, Kr. Ostprignitz; Camin, Mecklenburg; 2 Exemplare von Hagenow, Mecklenburg) nicht über das 2. Jahrhundert nach Chr. zurück, bilden aber auch dann noch ein seltenes Vorkommnis<sup>6)</sup>. Der Grund dafür liegt aber nicht sowohl, wie immer behauptet wird, in der Rückständigkeit der Kultur und dem Tiefstande der Metalltechnik, die im Gegenteil eine sehr hohe Stufe der Entwicklung erreicht hatte, als vielmehr in der offensiven Kampfsart der Germanen, mit der, wie Jahn mit Recht betont, eine schwere, die freie Beweglichkeit hemmende Schutzrüstung unvereinbar war. Die vereinzelt zum Vorschein gekommenen Helme und Panzer dürften daher von fürstlichen Personen herühren, bei denen sie aber mehr ein Zeichen ihrer Würde, als eine wirkliche Schutzvorrichtung bedeuteten.

Sehr verschieden hat man die Meldungen von Tacitus über **die Siedlungs-** und **Wohnweise** der Germanen gedeutet (c. 16). Sicher ist, daß sie keine urbes im Sinne der Römer, d. h. keine zusammenhängenden oder gar mit Befestigungsanlagen umschlossene Ortschaften hatten. Und wenn wir auch eine größere Reihe, zum Teil sehr umfangreicher Befestigungswerke aus der Spätlatène- und frühen Kaiserzeit auf germanischem Boden kennen (Altenburg bei Niedenstein, Kr. Fritzlar; Greinberg bei Miltenberg; Heiligenberg bei Heidelberg; Altkönig im Taunus u. a.) und in vielen von ihnen auch mehr oder weniger zahlreiche Reste von Rundhütten und Viereckhäusern zum Vorschein gekommen sind, so handelt es sich doch bei ihnen nicht um wirkliche Stadtanlagen oder selbst nur befestigte Siedlungen, sondern offenbar nur um bloße Flieh- oder Gauburgen, die zwar eine beständige Besatzung gehabt und teilweise vielleicht auch als Verwaltungsmittelpunkt eines Stammes gedient haben mögen, im übrigen aber nur Zufluchtsstätten für die in ungeschützten Hausendörfern oder Einzelhöfen angesiedelten Bewohner des Gaus bildeten.

<sup>1)</sup> Kohn u. Mehliß, Mat. 3. Urgesch. d. Menschen im östl. Europa. S. 209.

<sup>2)</sup> Krit. d. oberhess. Gesch. Ver. N. S. X (1902), S. 93ff.

<sup>3)</sup> Engelhardt, Denmark in the early iron age, Taf. IV.

<sup>4)</sup> Engelhardt, a. a. O., Taf. V.

<sup>5)</sup> Jahn, a. a. O.

<sup>6)</sup> a. a. O.

Solche Fliehburgen waren zweifellos auch das beim Königshof gelegene Kastell des Maroboduus (Annal. 2, 62: *regiam castellumque juxta situm*), die Kastelle des Sweben Darnius (Annal. 12, 29f.), die von Arminius' Leuten belagerte Feste des Segestes (Annal. I, 57) und das Annal. I, 59, als *caput gentis* bezeichnete Mattium, das heutige Dörfchen Meze, das wohl sicher mit der oben erwähnten, nur 5 km entfernten Altenburg irgendwie in Zusammenhang stand.

Diese Befestigungswerke, die durchweg mit großem taktischen Verständnis und mit äußerst geschickter Ausnutzung des Geländes angelegt sind und von deren äußerer Gestalt uns die Darstellungen der Mark Aurelssäule eine Vorstellung geben, bestehen fast immer aus holzverstärkten Trockenmauern, wie wir sie auch aus dem Innern Galliens (Monts Beauvray usw.)

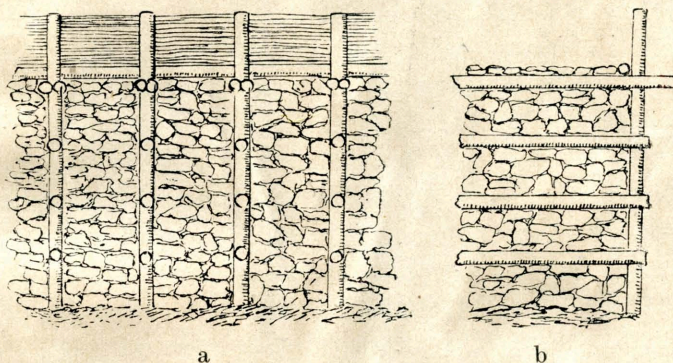


Abb. 38. Rekonstruktion der Altfönig-Ringmauer. a) Maueraußenfront. b) Querschnitt durch die Außenfront mit der Wehrbrüstung.

fennen (Abb. 38). Wenn sie auch zweifellos nach den in ihnen gemachten Sunden in germanischer Zeit benutzt worden sind, so erscheint es doch fraglich, ob auch ihre Errichtung durch Germanen erfolgte. Denn Befestigungsanlagen auf sicher altgermanischem Boden, die auf altgermanische Befestigungskunst in vorrömischer Zeit hinweisen, sind in älteren vorgeschichtlichen Perioden bisher noch nirgends festgestellt worden. Höchstens könnten die Römer- oder Räuberschanze an der Havelausbuchtung bei Potsdam<sup>1)</sup> und der Wall bei Schöningen südlich Stettin<sup>2)</sup> angeführt werden. Aber beide liegen so dicht an der Grenze des altgermanischen Gebietes, daß sie recht wohl auch von vorübergehend weiter vorgedrungenen ungermanischen (illyrischen) Stämmen angelegt sein können, worauf auch das aus ihnen gehobene Scherbenmaterial, das ausschließlich das Gepräge des Lausitzer Stils zeigt, hindeutet. Die sonst noch als germanisch angeführten, in ihrem Aufbau ganz und gar der Römerschanze entsprechenden Wälle der Lausitzer Periode, wie der Burgwall bei Burg

<sup>1)</sup> Prähist. Zeitschr. I (1909), S. 212.

<sup>2)</sup> Prähist. Zeitschr. III (1911), S. 323ff.

im Spreewalde <sup>1)</sup>, der Wall von Lössow bei Frankfurt a. Oder <sup>2)</sup>, die Wälle auf dem Löbauer Berg <sup>3)</sup> und auf dem Pfaffenstein in der Sächsischen Schweiz <sup>4)</sup> der Schliebener Wall u. a. m. liegen sämtlich schon soweit vom altgermanischen Gebiete entfernt <sup>5)</sup>, daß sie erst recht nicht als germanische Anlagen angesehen werden können. Aus den älteren Abschnitten der Latènezeit vollends fehlen selbst auch noch derartige zweifelhafte Spuren, und erst von der Spätlatènezeit ab läßt sich in den neueroberten germanischen Gebieten — aber auch nur in diesen — eine Benutzung von Wällen durch germanische Stämme sicher erweisen. Dieser Umstand, daß die Germanen bis zu ihrer Ausbreitung über die deutschen Mittelgebirge und an den Main- und Mittelrhein ihrer alten offensiven Kriegführung entsprechend grundsätzlich die Errichtung von Verteidigungswerken verschmähten <sup>6)</sup>, und die weitere Tatsache, daß die von ihnen von der Spätlatènezeit ab benutzten, durchweg nur auf keltischem Gebiete liegenden Befestigungsanlagen in technischer und konstruktiver Hinsicht ein rein keltisches Gepräge tragen, macht es in der Tat sehr wahrscheinlich, daß diese noch von den Kelten errichtet worden sind, und daß sich die Germanen im allgemeinen nur darauf beschränkten, die von ihnen eroberten Werke zu besetzen und vielleicht noch hier und da zu erweitern, dagegen selbst keine neuen schufen.

Nur Landwehren, wie sie Tacitus von den Angrivariern (Annal. II, 19) und Treverern (Hist. IV. 37) und auch Cäsar (B. g. II, 17) auf gallischem Boden erwähnt, scheint man aufgeführt zu haben. Ein Beispiel dafür bilden die Langwälle im Oberholz bei Thräna westlich Grimma, wo sich in einem an sie anschließenden Wallviereck neben einer größeren Menge vorlawischer, aber zeitlich nicht näher bestimmbarer Gefäßscherben der Bügel einer Eisensichel unbestimmbarer Form und ein Bruchstück eines Steingefäßes mit Griffansätzen fand, wie sie in ganz gleicher Weise auf dem frührömischen Gräberfeld von Reichenhall vorkommen <sup>7)</sup>. Doch werden diese ganz niedrigen Langwälle, deren volle Besetzung ihre bedeutende Ausdehnung völlig ausschließt, keinerlei fortifikatorische Bedeutung gehabt, sondern nur der Grenzmarkierung gedient haben, wenn sie vielleicht auch hin und wieder einmal, wie in den von Tacitus erwähnten Fällen, bei besonders günstiger Lage (Anlehnung der Flügel an natürliche Hindernisse usw.) zu Verteidigungszwecken benutzt worden sein mögen.

<sup>1)</sup> Prähist. Zeitschr. IV (1912), S. 264 ff.

<sup>2)</sup> Prähist. Zeitschr. III, 308 ff.

<sup>3)</sup> Pläne und Funde im Mus. zu Löbau.

<sup>4)</sup> Scherben in meiner Sammlung.

<sup>5)</sup> In der Abgrenzung des germanischen Gebietes innerhalb der einzelnen metallzeitlichen Perioden deckt sich meine auf Grund einer sehr großen Reihe von Typenarten gewonnene Auffassung im allgemeinen sehr gut mit den Anschauungen Kossinnas.

<sup>6)</sup> Vgl. hierzu auch die Bemerkungen auf S. 36.

<sup>7)</sup> Wilke, Der Wall im Oberholz bei Thräna. Zeitschr. f. Ethnol. 1901. S. 58 ff.

Wirkliche Landwehren, d. h. dem Limes vergleichbare Anlagen treten auf germanischem Boden nicht vor dem 6. Jahrhundert auf. Beispiele hierfür bilden der Wansdyke (= Wodansdyke) bei Bristol und Andover, der die wahrscheinliche Grenze des alten westsächsischen Königreichs im 6., vielleicht auch erst 7. Jahrhundert bezeichnet<sup>1)</sup>, der 765 errichtete Offa's dyke, der im wesentlichen von Llantynydd über Llanymynach, Montgomery, Knighthon, Byford und Herford zur Wyemündung führt,<sup>2)</sup> das 808 vom Dänenkönig Gottrif gegen Karl d. Gr. errichtete Dannewerk<sup>3)</sup>, die Anlagen am Fuße der Heisterburg und bei der Schwalenburg in Waldeck und noch einige andere.

Dorfanlagen (c. 16) sind zwar bisher noch nicht gerade in großer Zahl bekannt geworden — Beispiele bilden die Siedelungen von Heidelberg, Ladenburg, Troisdorf in der Wahner Heide u. a. m. —, daß sie aber in frühgermanischer Zeit neben der noch heute namentlich in Westfalen herrschenden Einzelsiedelung sehr zahlreich gewesen sein müssen, lehren uns die in großer Menge bekannt gewordenen oft sehr ausgedehnten geschlossenen Gräberfelder der frührömischen und späteren Latènezeit, die zugleich auch eine sehr langdauernde Besiedelungskontinuität bezeugen<sup>4)</sup>.

Für die Lage<sup>5)</sup> der Dörfer kommen verschiedene Gesichtspunkte in Betracht. Besonders bevorzugte Siedelungsstellen waren die Quellgegenden und die Austrittsstellen der Gebirgsbäche in die Ebene sowie ihre Einmündungen in die Flüsse, vorspringende Ecken und Halbinseln an den Hochufern, lehmbedeckte Erhöhungen inmitten von Ebenen usw., doch spielte zweifellos auch die Rücksicht auf die Gesamtverkehrslage: wichtige Straßenknotenpunkte, Flußübergänge, schiffbare Ströme<sup>6)</sup>, Ausgangspunkte von Gebirgspässen usw. eine sehr wichtige Rolle.

Bestimmte Regeln für die Gruppierung der einzelnen Gehöfte (Reihendörfer, Rundlinge usw.) haben sich bei den bisher genauer untersuchten Siedelungen nicht feststellen lassen, vielmehr handelt es sich bei ihnen wie schon bei

<sup>1)</sup> C. S. Taylor, The date of Wandyke; Transact. of the Bristol etc. Soc. 27. S. 131 ff.

<sup>2)</sup> Archaeologia 53, 2 (1892).

<sup>3)</sup> S. Müller, Nord. Altertumsk. II.

<sup>4)</sup> So reicht der große Begräbnisplatz von Darzau, Kr. Dannenberg, der bei einer Größe von 46 000 Quadratfuß rund 4000 Gräber enthielt, vom Ende der Latènezeit bis um 200 n. Chr. Die Einwohnerzahl der zugehörigen Ortschaft berechnet sich demnach auf etwa 800 Seelen. Ähnliche Verhältnisse liegen auch noch auf dem großen Gräberfelde von Rondsjen, Kr. Kulm und verschiedenen anderen Friedhöfen vor. Zu derselben Einwohnerzahl eines germanischen Dorfes ist auch Delbrück aus ganz anderen Gründen gelangt.

<sup>5)</sup> Vgl. hierzu Schumacher, Kat. d. röm.-germ. Zentr.-Mus. Nr. 5. S. 68.

<sup>6)</sup> Das zeigt besonders deutlich die ganz außerordentlich dichte Besiedelung längs der unteren Weichsel, die damals die wichtigste Handelsstraße bildete (Vgl. S. 51).

den Dorfanlagen der vorausgehenden Latène-, Hallstatt- und Bronzezeit durchweg nur um Hausendörfer mit völlig unregelmäßiger Lage der Einzelhäuser. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich das Dorf als Ganzes einer hindurchführenden Verkehrsstraße anpaßte.

Was die Hausform anlangt, so scheint in einzelnen Gegenden, namentlich im Rheingebiet, vielfach noch die Rundhütte üblich gewesen zu sein, die wir aus älteren Perioden durch Hausurnen auch noch für Mittel- und Nord-

deutschland, ebenso für Skandinavien bezeugt finden (Abb. 39) und die wir auch in römischen Bildwerken dargestellt sehen. In Krain finden sich runde Hüttenurnen sogar noch aus ziemlich später Zeit.

Der vorherrschende Haustypus aber war zweifellos das im Fachwerk-, seltener im Blockbau errichtete Viereckhaus mit Vorhalle und mehreren Innenräumen, das wir durch alle Perioden bis in die jüngere Steinzeit zurückverfolgen können<sup>1)</sup>, in dieser außerdem durch einige prächtige Hüttenmodelle aus Mähren<sup>2)</sup> belegt finden. Um dieses Viereckhaus gruppieren sich dann noch die Wirtschaftsgebäude, und das ganze Gehöft war, wie mehrfach festgestellt werden konnte, von einem Palisadenzaun in Rechteck-

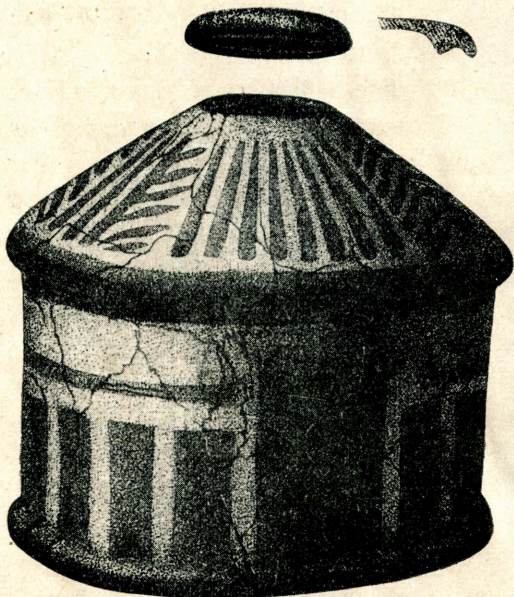


Abb. 39. Hausurne aus Schonen. Nach Kojšijinna, Mann.=Bibl. Nr. 9, S. 141.

form umschlossen, der ganz den von Tacitus beschriebenen Hofraiten entspricht (Mannheimer Gesch. Bl. 1909).

Die gewöhnliche Bauweise war, wie gesagt, der Fachwerkbau, doch hatte man in Skandinavien entgegen der Notiz bei Tacitus (c. 16) in römischer Zeit auch Steinbauten, von deren Aussehen uns die noch heute auf den Hebriden üblichen Häuser eine Vorstellung geben<sup>3)</sup>. Das hohe, nach allen vier Seiten schräge Walmdach ruhte entweder unmittelbar auf den Steinwänden, oder auf einer Holzwand, die sich, wie einige Reste lehren, über dem steinernen Mauerwerk erhob.

<sup>1)</sup> W. Schulz, Das germanische Haus in der vorgegeschichtlichen Zeit. Mann.=Bibl. Nr. 11.

<sup>2)</sup> In der Sammlg. des Herrn Palliardi in Mährisch-Budwitz, wohl noch nicht veröffentlicht.

<sup>3)</sup> W. Schulz, a. a. O., S. 6 ff.; Montelius, Kulturg. Schw. S. 188f., Abb. 312 bis 315.

Von den Fachwerkhäusern berichtet Tacitus (c. 16) noch, die Germanen bestrichen gewisse Stellen sorgfältig mit einer so reinen und glänzenden Erdart, daß es wie Bemalung und farbiges Linienwerk aussehe. Solche Lehmplatten mit einer dünnen, glatten weißfarbigen Deckschicht sind in der Tat wiederholt gefunden worden (Mz. Zeitschr. IV. 8), und mehrfarbig bemalte Innenwände kennt man sogar schon aus der Steinzeit<sup>1)</sup>.

Außer der Bemalung wird man auch Holzschnitzereien, wie aus den lichtvollen Ausführungen Haupts<sup>2)</sup> hervorzugehen scheint, in reichem Maße zur Ausschmückung der Häuser verwendet haben, da die Holzschnitzkunst

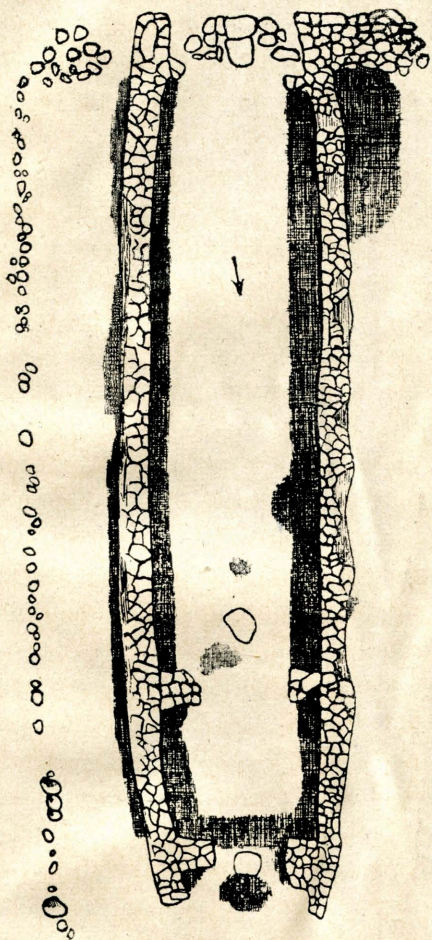


Abb. 40. Wohnhaus mit steinernem Unterbau von Rings auf Gotland.

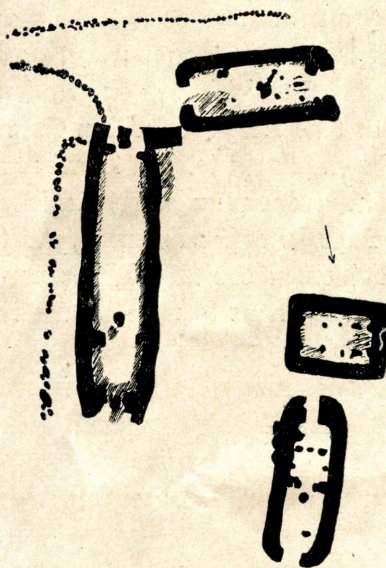


Abb. 41. Gehöft von Rings auf Gotland.

sicher in allen vorgeschichtlichen Perioden eine große Rolle spielte und, wie die Übertragung von ausgeprägten Holzschnitzmotiven auf die Metallkunst lehrt, auch in frühromischer Zeit in Blüte stand<sup>3)</sup>.

Über die innere Einrichtung und Ausstattung der Wohnungen läßt sich aus den Funden nur wenig erschließen. Sicher ist jedenfalls, daß man schon in

<sup>1)</sup> Schliz, Das steinzeitl. Dorf von Großgartach.

<sup>2)</sup> Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, insbesondere die Baukunst.

<sup>3)</sup> Blume, a. a. O., S. 85.

der älteren Bronzezeit Tische und Stühle kannte, und zwar bronzebeschlagene Klappstühle, wie sie ähnlich auch in Ägypten vorkommen <sup>1)</sup>. In römischer Zeit finden sich prächtig geschnittene und mit Bronzebeschlägen verzierte Stühle an den später noch zu erwähnenden Kultwagen (S. 70 Abb. 60) und ähnliche Stühle werden wir daher wohl auch in den Wohnungen anzunehmen haben. Endlich weist auf die Benutzung von Stühlen auch noch die mehrfach beobachtete Bestattung in sitzender Stellung, zum Beispiel im Königsgrab von Seddin, hin, wenn sich auch in diesen Gräbern Reste von den Stühlen selbst nicht erhalten haben <sup>2)</sup>.

Außer Tischen und Stühlen müssen zur Aufbewahrung der zahlreichen römischen Glas- und Bronzegefäße und der kostbaren Trinkservice, wie auch schon der oft recht eleganten einheimischen Tongefäße noch irgendwelche Holzstellagen, Bordbretter usw. vorhanden gewesen sein, die wir uns gewiß auch mehr oder weniger reich geschnitzt oder bemalt vorstellen dürfen. Das gleiche können wir wohl auch für die großen Holztruhen annehmen, in denen die Frau ihre wertvolle Habe verwahrte und die vielleicht zugleich auch als Bank dienten. Sie waren mit einem Schiebedeckel versehen, in dessen Innenseite die Schloßfeder so eingelassen war, daß sie beim Zuschieben des Deckels in das eine Loch des auf der Oberkante der Kastenwand angebrachten Schloßblechs einschnappte. Im Deckel war ein Loch angebracht, daß bei geschlossenem Kasten gerade über dem Schlüsselloch des Schloßblechs lag. Durch beide konnte der Schlüssel geführt werden, mit dessen U-förmig gebogenem Ende man den Schließkolben der Schloßfeder von unten nach oben aus dem zweiten Loch des Schloßblechs so weit herausdrängte, bis sich der Deckel schieben ließ <sup>3)</sup>. Die Schlüssel sind meist verziert. In normannischer Zeit waren diese Truhenbänke (ält. Dän. kistebank. neunorw. kistestol) meist mit Tierköpfen geschmückt <sup>4)</sup>.

Zur Beleuchtung endlich benutzte man außer dem Kienspan, der sich natürlich nur volkstündlich erschließen läßt, vielfach auch mehrarmige Tontlampen, die in Mitteleuropa schon in der älteren Hallstattzeit auftreten und die sich in ganz gleicher Form bis in die spätere Kaiserzeit erhalten haben <sup>5)</sup>.

Alles in allem dürfte also die germanische Wohnung keineswegs so unbehaglich gewesen sein, wie man es sich gewöhnlich vorstellt.

Sehr verkehrte Vorstellungen hat man sich nach den Angaben von Tacitus (c. 23) auch über die **Wirtschafts-** und **Ernährungsweise** der Germanen gemacht und hat gemeint, daß sie im wesentlichen noch auf der Wirtschaftsstufe des Sammlers ständen, wie es heute noch etwa bei den Australiern und Busch-

<sup>1)</sup> S. Müller, Nord. Altertumsf. I. S. 344. Splietz, Inv. d. Bronzealterf. S. 42.

<sup>2)</sup> Zeitschr. f. Ethnol. 1908. S. 623 ff.

<sup>3)</sup> S. Müller, Juellinge-fundet og den rom. pet. Nord- fortidsm. Bd. II, h. 1. Jahrb. Prähist. Zeitschr. X, 140f.

<sup>4)</sup> Stephani, Der älteste Deutsche Wohnbau. I, 445f.

<sup>5)</sup> A. h. V. S. 429, Abb. 5, 2. Prähist. Zeitschr. II. S. 81, Abb. 1.

männern der Fall ist. Gewiß werden die alten Germanen, wie wir es ja auch heute noch tun, Beeren, Pilze, Haselnüsse<sup>1)</sup> und andere Erzeugnisse des Waldes nicht verschmäht haben. Auch mögen entbitterte Eicheln, wie bei den Griechen und Römern<sup>2)</sup> der älteren Perioden, noch in Taciteischer Zeit als Nahrungsmittel verwendet worden sein, obwohl sie archäologisch wie die Bucheckern<sup>6)</sup> nur in wesentlich älteren Perioden nachgewiesen sind<sup>3)</sup>. Den Hauptteil der Nahrung aber lieferte ohne Zweifel neben der Jagd der Ackerbau und die Viehzucht.

Der Ackerbau (c. 14, 25, 26) geht auf nordischem Boden bis in die Litornaperiode zurück, und zwar wurden in neolithischer Zeit schon drei Getreidearten gebaut: die Hirse, die Gerste und der Weizen. In der älteren Bronzezeit gesellt sich dann noch der Hafer<sup>4)</sup> und in der ältesten Eisenzeit (um 800 v. Chr.) der Roggen<sup>5)</sup> hinzu, die beide bei den Römern erst viel später auftreten und hier nie eine größere Bedeutung erlangten. Außerdem wurde seit der neolithischen Zeit auch noch der Lein angebaut (Sunde aus dem Latdorfer Hügel im Museum zu Jena), der in erster Linie zur Flachsgewinnung diente, daneben aber wohl auch noch wie der gleichfalls schon in der Steinzeit angebaute Leindotter Speise- und Brennöl lieferte (s. S. 42).

Dagegen begegnet die Erbse, die in Troja, Ungarn und der Schweiz schon für das Neolithikum, in Niederösterreich für die Bronzezeit belegt ist, in den weiter nördlich liegenden Gebieten erst von der ältesten Eisenzeit ab. Und ebenso scheint die Bohne, die in Ungarn gleichfalls schon bis in die Steinzeit, in den Pfahlbauten der Westschweiz bis in die Bronzezeit zurückgeht, in Norddeutschland erst an der Schwelle der Bronze- und Eisenzeit (um 800 v. Chr.) in den Bestand der Kulturgewächse übernommen worden zu sein. In Nordeuropa gehören die frühesten Sunde sogar erst der Völkerwanderungszeit an, doch zeigen sprachliche Tatsachen (urg. \*baunō; ahd. bōna; mhd. bōne; nhd. bohne; and. bōna; ags. bean; aschw. bōn(a), nschw. bōna; adän. bōn(e)), daß sie auch hier schon in vorrömischer Zeit gebaut worden sein muß.

In technischer Hinsicht ist bemerkenswert, daß die Germanen nicht nur den schon bis ins Neolithikum zurückreichenden, in Griechenland noch heute gebräuchlichen Hackenpflug besaßen<sup>6)</sup>, der den Boden nur aufreißt, sondern auch bereits den schweren, nur auf altem Kulturboden brauchbaren Räderpflug, dessen breite zweischneidige Schar den Acker nicht nur furcht, sondern die

<sup>1)</sup> Beispiele für ihr Vorkommen in dieser Zeit liefern Gr. 65 von Noßwitz, Kr. Glogau (Mus. Breslau); Zeippen, Kr. Glogau (VII. Beitr. 3. Urgesch. Schl. I, 36); Nauheim (Quilling, S. 21) u. a.

<sup>2)</sup> Bronzezeitl. Grab der Per. II (1800—1400 v. Chr.) von Nordwest-Schonen. Montelius, Ymer 1905, 340.

<sup>3)</sup> Bronzezeitl. Dorf bei Groß Buch. Kiefebusch, Prähist. Zeitschr. II, S. 387 u. 401 f.

<sup>4)</sup> Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 410; Gradmann, Getreidebau im deutsch. und röm. Alt. S. 16.

<sup>5)</sup> Pr. Zeitschr. IV, S. 166.

<sup>6)</sup> Hoops, a. a. O., S. 499 ff.

Scholle zugleich wendet. Seine Einführung bedeutete also eine sehr erhebliche technische Dervollkommnung, zu der es damals, wie wir aus Plinius wissen, die Römer noch nicht gebracht hatten<sup>1)</sup>.

Der Schnitt des Getreides erfolgte, wie noch heute vielerorts und wie wir es auch bei den alten Ägyptern durch bildliche Darstellungen bezeugt sehen, mit der kurzen Sichel, und zwar müssen, wie sich aus sprachlichen Tatsachen<sup>2)</sup> zu ergeben scheint, schon in der indogermanischen Urzeit mindestens zwei Arten in Gebrauch gewesen sein. Dies wird auch durch Funde aus der Stein und Bronzezeit bestätigt<sup>3)</sup>. Dagegen gehört die Sense, der man aus sprachlichen Gründen gleichfalls schon ein sehr hohes Alter hat zuschreiben wollen, sowohl auf germanischem wie römischem Boden sicher erst einer späteren Entwicklungsstufe an.

Zum Entkörnen bediente man sich, wie ebenfalls Sprachgleichungen lehren, schon in der Urzeit der noch heute im Süden gebräuchlichen Methode des Austretens durch Rinder auf der hart gestampften Tenne<sup>4)</sup>, die nach Pytheas in den nordischen Gebieten wegen des feuchten Klimas in besonderen Scheunen hergerichtet war<sup>5)</sup>. Daneben war aber in Mittel- und Nordeuropa auch das Ausdreschen durch Menschenhand mit dem Dreschflegel in Gebrauch, der auch durch verschiedene Funde bezeugt ist<sup>6)</sup>.

Dagegen scheint der Dreschschlitten (*trilla*; *trilha*; *τριβόλλων*; *tribullum*), dem wir heute vor allem auf der Pyrenäenhalbinsel, in den Balkanländern, in Kleinasien und Persien begegnen und der im südlichen Kaukasus durch Funde schon für die Bronzezeit belegt ist, in germanischen Ländern ebensowenig bekannt gewesen zu sein, wie bei den Römern<sup>7)</sup>. Wenn er sich heute außer in den genannten Gebieten auch noch in Norwegen<sup>8)</sup> findet, so dürfte er also dahin erst in späterer Zeit gelangt sein.

Das Zerkleinern der Körner zu Mehl erfolgte schon in der Urzeit außer durch Zerstampfen in hölzernen Mörsern<sup>9)</sup> durch Mahlen mittels eines Mühl-

<sup>1)</sup> Kossinna, *Altgerm. Kulturhöhe*. Sonderdruck a. d. „*Nornen*“ 1918, 18. Hoops, *R. L. I.*, 23; 25; Taf. I, 1.

<sup>2)</sup> anord., mnd., nnd. *lē* „Sense“; gr. *λαῖον* „Sichel“; aind. *lavis*. Gr. *ἀρπη* „Sichel“; lat. *sarpere* „abschneiden“; lett. *siņpe*; russ. *сѣпѣ* „Sichel“; lat. *falx* „Sichel, Winzermesser“; lit. *dalgis*; lett. *dalgs* „Sense“. Daltyr Gudmundsson in Hoops, *R. L. I.*, 19.

<sup>3)</sup> Hubert Schmidt, *Der Fund vom Oberthau*. *Zeitschr. f. Ethnol.* 1904, 416 ff.

<sup>4)</sup> Gr. *ἀλωά*, jon. *ἀλωή* (\**ἀλωFa*); aschwed. *lō* aus \**lōwa* „Tenne“.

<sup>5)</sup> Plin. *Nat. hist.*

<sup>6)</sup> Heierli, *Urg. d. Schweiz*.

<sup>7)</sup> Wilke, *Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez.* 3. Orient (Würzburg 1912), S. 112. Mayer-Lübke nimmt ihn zwar für die Römer an (Hoops, *R. L. I.*, 488), doch würde dann Varro (*De re rustica* I, 52) wohl kaum eine so genaue Beschreibung von ihm gegeben haben.

<sup>8)</sup> Wilke, a. a. O.

<sup>9)</sup> Meringer, *Wörter u. Sachen* I, 165. Solche Holzmörser benutzt man noch heute in Rumänien und anderwärts zum Zerstampfen des Maises.

steines, und seit der Latènezeit sind in Mitteleuropa auch schon Handmühlen im Gebrauch, wie sie sich noch heute im Osten insbesondere in slavischen Ländern finden.

Wie diese kurzen Ausführungen gezeigt haben, muß der Ackerbau im Wirtschaftsleben der germanischen Völker schon lange, bevor sie mit den Römern in nähere Berührung kamen, eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Diese große Bedeutung des Landbaus ergibt sich aber auch noch unmittelbar durch zahlreiche geschichtliche Zeugnisse. Denn wo immer wir von Wanderzügen germanischer Stämme in frühgeschichtlicher Zeit hören, da wird von den alten Geschichtsschreibern als Grund dafür die Erwerbung fruchtbaren Ackerlandes angegeben, und selbst die kriegslustigen Sweben, die nach Cäsars Aussage nur zum kleinen Teile von Getreide lebten, ließen bei ihren Kriegszügen jeweils einen Teil der Bevölkerung zur Feldbestellung daheim, wie es während des Weltkrieges auch bei uns in Form von Massenbeurlaubungen während der Bestell-, Saat- und Erntezeit geschah. Es ist daher eine kindliche Vorstellung, wenn man auch heute noch selbst in größeren historischen und kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Werken die Ansicht vertreten findet, daß die Germanen vor ihrem Bekanntwerden mit den Römern nicht über die ersten Anfänge des Ackerbaus hinausgekommen wären, der sich höchstens auf einen ganz primitiven Anbau von etwas Hafer und Gerste beschränkt habe, während sie den Roggen, den Weizen und sämtliche Gemüse erst durch die Römer oder gar erst zur Karolingerzeit von Gallien her erhalten hätten.

In einer Hinsicht freilich haben die Germanen von den Römern gelernt, nämlich den feineren Obst- und Gartenbau <sup>1)</sup> (c. 26: *Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent aut hortos rigent: sola terrae seges imperatur*). Zwar waren auch hierzu, wie sich aus sprachlichen Gründen ergibt und was sich vielleicht auch aus manchen Sichel- und Messerformen erschließen läßt, die ersten Ansätze schon in vorrömischer Zeit vorhanden, und die Apfelmucht läßt sich durch sprachliche Gleichungen und Funde aus dem Bodensee und von Alvastra in Schweden sogar schon für die jüngere Steinzeit belegen <sup>2)</sup>. Aber die Mehrzahl der Küchengewächse verdanken die Germanen, wie sich aus den Namen der meisten Gartengewächse und Fruchtarten ergibt, zweifellos den Römern, die freilich selbst erst kurz vorher, um 50 vor Chr., durch ihre Eroberungen im östlichen Mittelmeergebiete das Edelobst kennen gelernt hatten.

Wenn sich der Ackerbau, wie wir gesehen haben, schon in vorrömischer Zeit zu einer recht bedeutenden Höhe entwickelt haben muß, so dürfen wir wohl auch schon eine höher entwickelte Agrarverfassung voraussetzen, als wie man es gewöhnlich aus den Angaben Tacitus' und namentlich Cäsars herauslesen

<sup>1)</sup> Hoops, R. L. I, 23; II, 113.

<sup>2)</sup> Frödin, Mannus II, 142.

zu können glaubt. Nach Cäsars <sup>1)</sup> Darstellung war der gesamte Grund und Boden im Besitze größerer Gemeinschaften, von Cäsar als pagi (Gäue) und regiones (Untergäue) bezeichnet, deren Verwaltungsorgane (magistratus ac principes) den einzelnen Sippen alljährlich ein bestimmtes Stück zur Bewirtschaftung zuteilten. Nach Ablauf eines Jahres fand nicht nur ein Wechsel der Feldmark, sondern zugleich auch des Wohnsitzes statt, und zwar ist dies wohl so zu verstehen, daß die einzelnen Sippen immer ein neues Stück Brachland erhielten, auf das sie übersiedeln mußten, nicht aber so, daß sie einfach ihre Wohnungen zugleich mit der Feldmark untereinander ausgetauscht oder gar alljährlich neue Stücke Wildland gerodet hätten <sup>2)</sup>.

Daß bei einem so unruhigen Wirtschaftssystem, für das Cäsar auf seine Erfundigungen keinerlei wirtschaftliche, sondern lediglich militärische und sozialpolitische Gründe angegeben wurden <sup>3)</sup>, eine auch nur einigermaßen intensivere Bodenbewirtschaftung völlig ausgeschlossen, und daß seine dauernde Durchführung nur beim Vorhandensein von sehr reichlichem anbaufähigen Lande möglich war, leuchtet ohne weiteres ein. Mit vollem Recht nimmt daher J. Hoops an, daß dieses System nicht normale Friedensverhältnisse darstellt, sondern in einem kriegerischen Ausnahmezustand begründet ist, der sich bei den Sweben und anderen, im Vordringen begriffenen Stämmen herausgebildet hatte <sup>4)</sup>.

Wesentlich anders stellt sich die Agrarverfassung bei Tacitus (c. 26) dar: (Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant; et superest ager). Zwar weiß auch er noch nichts von einem Privateigentum am Ackerboden, und das Betriebssystem ist auch nach ihm noch eine wilde Feldgraswirtschaft. Aber die Landverteilung erfolgt hier nicht alljährlich an die Sippen, sondern in einem regelmäßigen Turnus (in vices) auf längere Zeit an den einzelnen, der seinen Anteil innerhalb dieser Zeit nach eigenem Ermessen bewirtschaften kann, und

---

<sup>1)</sup> Cäsar, B. g. 4, 9 (Sweben): Privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet; b. g. 6, 22 (Von den Germ. im allgemeinen): neque quisquam agri modum certum aut fines habent proprios, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt.

<sup>2)</sup> Hoops, R. L. I, 41 ff., Agrarverfassung.

<sup>3)</sup> b. g. 6, 22: Ejus rei multas afferunt causas: ne assidua consuetudine capti studium belli gerendi agricultura commutent; ne latos fines parare studeant potentioresque humiliores possessionibus expellant; ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re factiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate plebem contineant, cum suas quique opes cum potentissimis aequari videat.

<sup>4)</sup> a. a. O. S. 45.

zwar richtet sich die Größe der Ackerquoten — im Gegensatz zu dem bei Cäsar dargestellten demokratischen Verteilungsprinzip — nach Rang und Würden (secundum dignationem) des Betreffenden. Wir haben es also hier schon mit den Anfängen einer Individualwirtschaft und wohlgeordneten stabilen Verhältnissen zu tun, die nur bei uralter Seßhaftigkeit denkbar sind. Auf diese deuten aber auch die archäologischen Tatsachen hin. Denn die leicht abbrechbaren primitiven Wohnhütten (einfache Flechtwerfrundhütten), wie sie der jährliche Wohnwechsel bei dem von Cäsar geschilderten Agrarsystem voraussetzen läßt, bilden eben, wie wir oben sahen, gleichfalls nur Ausnahmeerscheinungen, und schon in sehr frühen Perioden treten uns fest gefügte Viereckhäuser entgegen, die sowohl durch ihre Bauart als die Menge der in ihnen aufgestapelten Wirtschaftsabfälle auf eine sehr lang dauernde stetige Benutzung hinweisen. Auch hieraus also ergibt sich mit voller Sicherheit, daß das von Cäsar angetroffene System nur einen vorübergehenden Zustand bedeutete und daß im übrigen sich schon damals der Agrarbetrieb in festen Bahnen bewegt haben muß.

Als eine sehr bedauerliche Lücke müssen wir es empfinden, daß Tacitus so gut wie gar nichts über die **gewerbliche Tätigkeit** der Germanen berichtet. Denn auch die spärlichen Notizen, die er über die Bewaffnung und die Benutzung von Sibern bringt, geben uns darüber keinen Aufschluß, da aus ihnen nicht deutlich hervorgeht, inwieweit es sich dabei um einheimische Arbeiten oder bloße Einfuhrerzeugnisse handelt. Gerade diese Unterlassung hat jedenfalls mit am meisten zu der großen Unterschätzung der altgermanischen Kultur beigetragen, der man noch heute so vielfach in Kreisen begegnet, die sich ihr Urteil darüber lediglich aus den lückenhaften, vielfach auch bewußt oder unbewußt übertreibenden und entstellenden schriftlichen Quellen gebildet haben. Haben doch selbst auch hervorragende Forscher, denen die germanische Altertumskunde wegen ihrer sonst vortrefflichen und tiefgründigen Arbeiten zu großem Danke verpflichtet ist, wie u. a. Willers, alle nur einigermaßen besseren Metallarbeiten auf germanischem Boden kurzerhand als gallische oder römische Einfuhrware aufgefaßt und damit den Germanen jede Fähigkeit zu eigenen Schöpfungen abgesprochen)<sup>1</sup>. Und doch zeigt uns schon allein die Verbreitung zahlreicher, fast ausschließlich auf germanischem Gebiete vorkommender Metallgeräte und des gleichfalls nur auf diese Gebiete beschränkten Kunststils, daß nur der germanische Norden als deren Ursprungsherd in Betracht kommen kann. Dabei zeigen gerade die Metallarbeiten der älteren Perioden, in denen man doch noch am ehesten eine Rückständigkeit in der Kunst der Metallbearbeitung erwarten könnte, sowohl in technischer Beziehung wie hinsichtlich des reich entwickelten Kunststils eine solche Höhe, wie sie damals, abgesehen von dem durch den Orient beeinflussten mykenischen Kulturkreise,

<sup>1</sup>) H. Willers, Kampanisches Bronzegefäß der Latènezeit aus dem Kreise Ulzen und der Nordhandel Aquilejas. Jahrb. d. Prov.-Mus. zu Hannover 1906/07, S. 61.

kein anderes Land Europas zu erreichen vermocht hat<sup>1)</sup>. Und daß die Metalltechnik auch noch in den jüngeren Perioden, in der Latène- und römischen Kaiserzeit, auf einer hohen Stufe stand, lehren uns die trefflichen, oft reich verzierten und tauschierten Waffen, verschiedene gleichfalls reich verzierte Gefäße (Kessel von Rinkebye, Amt Odensee<sup>2)</sup> und Silberkessel von Gundestrup<sup>3)</sup>), die schon bald nach der Abfassung der Germania entstandenen Goldhörner von Gallehus und die mancherlei Schmuckgeräte, die nicht nur aus Bronze, sondern vielfach auch aus Silber oder Gold hergestellt oder mit Edelmetallen eingelegt waren. Dabei ist es bezeichnend, daß gerade die von römischen Einflüssen entferntesten Gebiete, d. h. die Länder zwischen Oder und Weichsel und die skandinavischen Länder, die technisch wie künstlerisch besten Arbeiten geliefert haben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die germanischen Künstler grundsätzlich alle und jede Einflüsse abgelehnt hätten. Im Gegenteil, was ihnen als Vorbilder für ihr eigenes Schaffen brauchbar erschien, haben sie willig entgegengenommen. Nur haben sie es streng vermieden, die fremden Muster einfach nachzubilden, sondern sie haben sie in neue, dem eigenen Kunstempfinden angepasste Formen gegossen und so zu eigenen Schöpfungen verarbeitet. Ein lehrreiches Beispiel hierfür bildet die Siligranteknik, die die Germanen zweifellos den Römern verdanken. Aber die Sibeln, die zierlichen goldenen Anhänger, die prächtigen goldenen und silbernen Schlangenarmbänder usw., bei denen wir diese Kunst angewendet sehen, sind durchaus germanische Erfindungen und haben keinerlei Vorbilder auf römischem oder gallischem Boden (Abb. 25—28 u. 43—44).

Und wie die Kunst der Metallbearbeitung, hat auch die Keramik gerade in taciteischer Zeit eine reiche Entwicklung aufzuweisen, und die Tongefäße dieser Periode vermögen sowohl durch ihre edeln Formen wie ihre abwechslungsreiche und geschmackvolle Verzierungsweise auch das Auge eines verwöhnten Kunstkenner zu fesseln (Abb. 6, 9, 15, 16). Auch bei ihnen mögen bei der Formgebung römische Einflüsse mitgewirkt haben. Wenigstens werden diese von einzelnen Forschern für die Entstehung der situlaartigen Gefäße angenommen, deren Prototypen als Nachbildung römischer Bronzesiteln aufgefaßt werden. Eine unbedingte Notwendigkeit zu dieser Annahme liegt allerdings nicht vor, da sich die Vorstufen der Consiteln auch recht wohl von älteren einheimischen Gefäßformen herleiten lassen, doch will ich mich hier auf diese Frage nicht weiter einlassen<sup>4)</sup>. Die weitere Entwicklung dieser Consiteln ist jedenfalls vollständig

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Kosjinnä, Die deutsche Vorgeschichte S. 43ff. und die zahlreichen dort wiedergegebenen Abbildungen.

<sup>2)</sup> Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. S. 426f. u. Fig. 426.

<sup>3)</sup> S. Müller, Nord. fortidsminder 1892; Derselbe, Nord. Altertumsf. II, S. 160, 165, 167; Hoops, R. L. II, S. 339, Taf. 26.

<sup>4)</sup> Vgl. hierzu Schwantes, Zur Entwicklungsgeschichte der Mäanderurnen des Elbgebietes. Präh. Jzhr. VII, S. 45ff.

selbständig, nur den Gesetzen eines natürlichen, allgemeinen Schönheitsinnes folgend, vor sich gegangen. Und mit den Formen zugleich entwickelt sich eine reiche Ornamentik, deren Hauptmotive, wie wir schon oben sahen, mäanderartige und verwandte Muster bilden. Einige dieser Motive, insbesondere die stufenartigen Mäander, hat man als Nachbildungen der namentlich bei ostalpinen Sibelformen vorkommenden stufenartig geknickten Stege des Fußrahmens aufgefaßt (Abb. 23). Viel näher aber liegt es, die Vorbilder für diese Motive wie für die mäandrischen Muster überhaupt in der Flecht- und Webekunst zu suchen, bei denen sie sich ganz unmittelbar aus der Technik selbst ergaben<sup>1)</sup>. Die Verwandtschaft der keramischen mit den Stufenmustern der Sibeln erklärt sich dann sehr einfach dadurch, daß auch diese auf die gleichen Textilmuster zurückgehen.

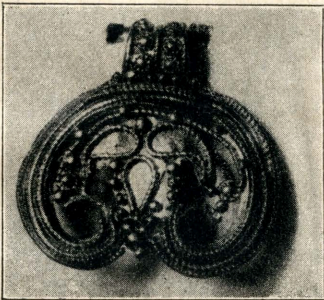


Abb. 43. Goldener Anhänger (Siligranarbeit) aus einem Skelettgrabe von Selnowo, Kr. Graudenz.  $\frac{1}{1}$ . Mann. VI, 212, Abb. 1.

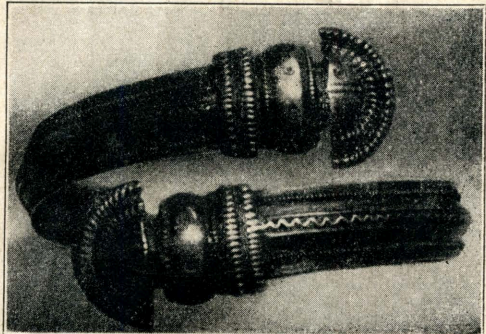


Abb. 44. Silbernes Armband von Selnowo, Kr. Graudenz.  $\frac{1}{1}$ . Mann. VI, 213, Abb. 3.

Damit gewinnen wir zugleich auch eine Vorstellung über den damals in der Weberei herrschenden Stil, über den uns bisher noch keine Kunde Aufschluß gegeben haben. Die Purpurstreifen, mit denen nach c. 17 die Leinengewänder der Frauen verziert waren, werden also jedenfalls mäandrische Muster und Abarten davon gewesen sein, wie sie späterhin wiederholt, in neuerer Zeit zuletzt namentlich in der Empirezeit Mode waren.

Daß wir endlich für die römische Kaiserzeit, wie auch schon für die älteren Perioden, auch noch eine reich entwickelte Holzschneidekunst anzunehmen haben, deren Motive wir an den Gürtelhaken, Sibeln usw. unschwer erkennen, ist schon oben erwähnt worden.

Nur eine sehr unvollkommene Vorstellung erhalten wir durch Tacitus von den **Handelsbeziehungen** unserer Vorfahren (c. 5; 23; 41), die nach den über-

<sup>1)</sup> Wilke, Zur Entstehung der Spiral-Mäanderdecoration. Zschr. f. Ethn. 1906, S. 1 ff.; Derselbe, Neue Beiträge zur Spiral-Mäanderkeramik und deren Bez. zur Korb- und Mattenflechtere. Wiss. Mitt. a. Bosnien u. d. Herzog. XII, S. 1 ff.; Derselbe, Spiral-Mäanderkeramik und Gefäßmalerei. Hellenen und Thraker. Mann.-Bibl. 5. 1.

aus zahlreichen Funden nicht nur in frühromischer Zeit sondern auch schon in weit älteren Perioden sehr bedeutend gewesen sein müssen. Eingeführt wurden außer Rohbronze und Eisenluppen und neben einzelnen Kleinbronzen und Terra sigillata- und nigra- Vasen vornehmlich capuanische Bronzegefäße und daneben in ziemlich großer Menge auch römische Glaswaren, die freilich meist erst aus etwas jüngerer Zeit stammen. Außerdem muß auch ein bedeutender Weinimport bestanden haben, wie aus der weiten Verbreitung römischer Trinkservice auf germanischem Boden hervorgeht. Sie bestehen gewöhnlich aus einer oder mehreren oft reich verzierten Bowlen (Abb. 46), Becken und Kesseln, Krügen und Kannen, Kasserolen, Schalen und Näpfen sowie Schöpfkellen mit eingepaßtem Sieb, das zum Abfangen des starken Bodensatzes des gallischen und römischen Weins und zum Filtrieren der mit dem kühnenden Schnee in die Weinmischung gelangten Verunreinigungen diente (Abb. 45). Meist ist

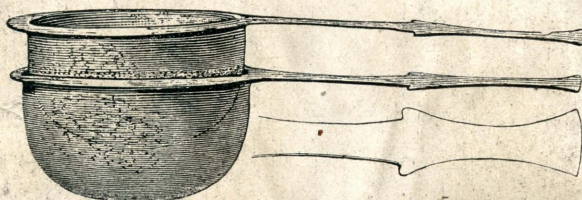


Abb. 45. Schöpfkelle mit eingepaßtem Sieb aus einem Trinkservice.  
Nach Montelius.

dieses Tafelservice aus Bronze oder Messing hergestellt, doch wurde vereinzelt auch kostbares Silbergeschirr eingeführt. Hierzu gehört vor allem außer der prächtigen Silberschale von Wichulla, Kr. Oppeln, die mit ihrem gefälligen Aufbau, ihrer geschmackvollen Dekoration und ihren lebensvollen Figuren eines der hervorragenden Erzeugnisse hellenistischer Goldschmiedekunst bildet, der bekannte Hildesheimer Silberfund (Abb. 46—50), der neben roheren gallischen Fabrikaten auch eine Reihe hervorragender griechischer Arbeiten aus frühaugusteischer Zeit enthielt und wahrscheinlich im 2. Jahrhundert von einem Händler vergraben worden ist<sup>1)</sup>.

Als Gegenwerte mögen neben Vieh und Kochsalz, das freilich nur für den Binnenhandel in Betracht kam, vor allem Sklaven (c. 24) und Leder- und Pelzwaren gedient haben, die die Germanen teilweise selbst erst aus dem weiten Norden bezogen und in deren Herrichtung sie sehr geschickt waren (c. 17). Auch Haare und Kräuter zum Färben der Haare wurden aus Germanien ausgeführt (Ovid, Am. I 14, 49; 3. 163. Martial, Ep. 14; 26). Dagegen scheint

<sup>1)</sup> Die Ansicht Willers, daß auch der größte Teil der ost- und westgermanischen Waffen, ja „alle Grabbeigaben aus Nienbüttel und Rondsjen“ Einfuhrerzeugnisse seien (Neue Unterj. 27) ist natürlich völlig verfehlt.

der Bernsteinhandel in damaliger Zeit nur eine unbedeutende Rolle gespielt zu haben.

Die Richtung, in der sich dieser Handel bewegte, war verschieden. Zum Teil folgte er dem Seewege bis zur Elbemündung und von dort einmal nach Dänemark und anderseits elbaufwärts nach der Provinz Brandenburg. Eine andere Linie führte wahrscheinlich von der Mainmündung durch das Niddatal



Abb. 46. Großer Krater augusteischer Zeit aus dem Hildesheimer Silberfund<sup>1)</sup>.

nach Hessen und Thüringen, und eine dritte von der Donau über Böhmen und den Elbeweg nach Norddeutschland. Bei weitem am wichtigsten aber war der Weg von Carnuntum über Schlesien, Posen und Westpreußen nach der Weichselmündung, wie sich sehr deutlich aus der Verbreitung der römischen Importwaren und Münzen ergibt. Von den 6400 römischen Münzen der ersten beiden Jahrhunderte, die bis 1906 aus Skandinavien bekannt geworden waren — jetzt

<sup>1)</sup> Nach dem Katalog der Württembergischen Metallwarenfabrik Geißlingen-St., deren hervorragend schöne galvanoplastische Nachbildungen des Fundes wohl in jedem größeren kunst- und kulturgeschichtlichem Museum zu sehen sind.



Abb. 47. Humpen mit Tierfiguren.



Abb. 48. Becher mit vier Masken.

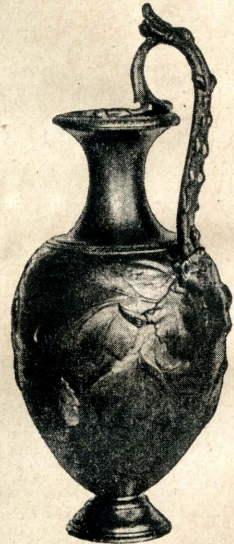


Abb. 49. Kanne.



Abb. 50. Athenaschale.

Abb. 47—50. Silbergefäße augusteischer Zeit aus dem Hildesheimer Silberfund (s. S. 51).

sind es schon bedeutend mehr — sind mehr als 4200 allein auf Gotland, 850 auf Öland, 650 in Schonen, aber kaum 100 in den übrigen Teilen Schwedens gefunden worden, während man aus Norwegen bis dahin nur 5 kannte<sup>1)</sup>. Außerdem kennt man noch weit über 600 von Dänemark und eine sehr zahlreiche Menge aus Schlesien, Posen und Westpreußen.

Die meisten Münzen sind Silberdenare, während Kupfer- und namentlich Goldmünzen nur selten vorkommen<sup>2)</sup>. Dies entspricht durchaus der bereits vorhin erwähnten Notiz, die Germanen zögen das Silber dem Golde vor (c. 5). Tacitus selbst gibt als Grund dafür die größere Handlichkeit der Silbermünzen an, da die Germanen nur gemeine und wohlfeile Ware verhandelten. Doch brachte der Handel, wie wir gesehen haben, keineswegs nur billige Duzendware, sondern auch recht kostbare Artifel, und der Hauptgrund für die Bevorzugung des Silbergeldes dürfte daher wohl, wie bereits gesagt, in dem von altersher vorhandenen Goldreichtum liegen, insofgedessen das relativ viel seltenere Silber einen weit höheren Kurswert hatte, als heute.

Auch die andere Meldung von Tacitus, daß die Germanen mit Vorliebe ältere Münzen, Serraten und Bigaten, annehmen, hat sich bis zu einem gewissen Grade bestätigt. Denn tatsächlich sind Silbermünzen mit gezackten Rändern oder einer Bigadarstellung aus der Zeit der Republik im freien Germanien ziemlich häufig in Verbindung mit Sunden der älteren römischen Kaiserzeit zum Vorschein gekommen<sup>3)</sup>, und auch das Auftreten republikanischer Silberdenare noch in den Grenzfestungen des obergermanisch rhätischen Limes mag, wie Schumacher meint, in dieser Vorliebe der Germanen für die älteren Münzsorten seine Erklärung finden. Als Parallelen aus neuerer Zeit dafür können die Mariatheresiataler dienen. Allerdings trifft diese Erscheinung, wie Sorrer<sup>4)</sup> gezeigt hat, nur für die 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts zu, während von da an die älteren Münzen verschwinden. Wie die Bemerkung über die ostgermanischen Kurzschwerverer deutet also auch diese Meldung auf eine ältere, zur Zeit der Abfassung der Germania nicht mehr zutreffende Quelle hin.

Ein so ausgedehnter Handel mit vielfach recht zerbrechlichen Waren, wie wir ihn aus der großen Zahl der Sunde erschließen müssen, setzt natürlich gebahnte Wege und die nötigen Transportmittel voraus. Das Vorhandensein der ersten ergibt sich ja auch schon außer aus sprachlichen Gründen aus den Bewegungen der gewaltigen römischen und germanischen Heere — ich erinnere nur an den Krieg zwischen Armin und Marbod — die ohne einigermaßen gangbare Wege schlechterdings undenkbar waren. In der Tat sind ja auch in

1) Montelius, Kulturgesch. Schwedens (1906), S. 166f.

2) Willers, Numism. Zeitschr. 31 (1899), S. 329f.; Derselbe, Die röm. Bronze-eimer von Hemmoor (1901), S. 191f.; Montelius, a. a. O.; Schumacher, Mainzer Zeitschr. IV, 3.

3) Montelius, a. a. O.

4) R. Sorrer, Kelt. Numismatik der Rhein- und Donaulande (1908) S. 137.

den Mooren Hannovers, Mecklenburgs und Westpreußens wiederholt bis weit in vorrömische Zeit zurückreichende Wege gefunden worden, die durch Knüppeldämme und Faschinen gefestigt waren <sup>1)</sup>.

Über die Transportmittel für den Überlandhandel erfahren wir von Tacitus nichts. In der Hauptsache wird die Beförderung der Waren wohl auf Tragpferden erfolgt sein, wie wir es noch heute in den Balkanländern, im Kaukasus, Persien usw. sehen und in römischer Zeit für den gallischen Transithandel bezeugt finden.

Daß man aber auch über Wagen verfügte, lehren uns nicht nur die alten Berichte über die Kriegs- und Wanderzüge der Germanen, die anscheinend sehr große Kolonnen von Wagen mit sich führten und sie als Wagenburg benutzten, sondern auch zahlreiche Funde. Nach ihnen reicht der Wagen auf mittel- und nordeuropäischem Boden bis weit ins Neolithikum zurück, und wir können heute bestimmt annehmen, daß sowohl der zweirädrige Streit- wie der viereckige Kastenwagen hier seinen Ursprung genommen hat <sup>2)</sup>.

Eine recht genaue Beschreibung liefert uns Tacitus von den Schiffen der Nordgermanen (c. 44), wenn er auch dabei wohl vorwiegend nur die Kriegsschiffe im Auge hat. Als einen besonderen Vorzug von ihnen betont er, daß sie vorn und achter gleich gebaut seien, um sowohl vorwärts als rückwärts rudern und mit jedem der beiden Schiffsenden landen zu können. Diese Form findet sich tatsächlich nicht nur öfter auf bildlichen Darstellungen der römischen Kaiserzeit, sondern auch bei einem kurz vor Ausbruch des dänischen Krieges im Nydamer Moor aufgedeckten Boote <sup>3)</sup>, das fast vollständig erhalten war (Abb. 74 S. 84). Und daß diese Boote schon in sehr frühe Zeiten zurückgehen, zeigen uns die Darstellungen auf alten Selsenzeichnungen und bronzezeitlichen Rasiermesserflingen, bei denen die beiden Steven wie in der Wikingerzeit gewöhnlich in einen Tier- oder Drachentopf enden (Abb. 62). In Schweden hat sich dieser Typus bis heute erhalten.

Die Fortbewegung der Schiffe erfolgte nach Tacitus durch Ruder, die nach ihm, wie es noch heute allgemein auf afrikanischen und asiatischen Fahrzeugen üblich ist, frei gehandhabt wurden, d. h. noch keinen festen Stütz-

<sup>1)</sup> S. Knoke, Die römischen Moorbrücken in Deutschland. Alten, Schriften d. oldenburg. Ver. 6, 1ff.; 17, 52ff; Osnabrücker Mitt. 19, 177; 21, 88. Conwentz, Prov.-Mus. Taf. 78—80. Abhandlg. 3. Landesf. v. Westpreußen. H. 10. Aarbøger 1910, S. 48. Im Osten erwähnt der jüdische Händler Ibrahim ibn Jacob in seinem Berichte über die Sklavenhändler v. 965 „eine Brücke aus Holz eine Meile lang“ auf dem Wege von Magdeburg nach Schwerin und „eine hölzerne Brücke durch einen Sumpf“ bei Prag. Wahrscheinlich gehen auch viele der unter dem Namen „Rensteige“ über ganz Deutschland verbreiteten Wege in vorrömische Zeiten zurück. Hertel, Die Rennsteige und Rennwege d. deutschen Sprachgebietes; Progr. Hildburghausen 1899.

<sup>2)</sup> Mötelfindt, Kossinna-Festschr.

<sup>3)</sup> Engelhardt, Nydam mosefund (1865). Ein anderes gleichzeitig mit diesem zusammengefundenes Boot ist leider während der Kriegswirren verloren gegangen. Es hatte noch einen Rammsporn, war also ein Kriegsschiff.

punkt auf der Bordwand hatten. Inwieweit dies für die taciteische Zeit noch zutrifft, läßt sich aus dem bisher vorliegenden archäologischen Material nicht sicher entscheiden. Bei dem aus dem Ende des 3. Jahrh. stammenden Nydamboote lagen die Remen schon in Ruderrollen, die aus einem wagrechten Klotz und einem schräg emporsteigenden hornartigen Zapfen bestanden und an der Reling festgebunden waren (Abb. 73 u. Hoops, R. L. III 498 Abb. 1—3). Segel wurden bei diesen Schiffen nach Tacitus nicht benutzt. Auch in dieser Beziehung werden seine Angaben durch die archäologischen Tatsachen bestätigt, denn weder zeigt das Nydamboot eine Vorrichtung zum Einlassen eines Mastes, noch eine der zahlreichen Schiffsdarstellungen dieser und der älteren Perioden eine Andeutung eines Mastes oder Segels. Trotzdem halte ich es aus sprachlichen und sachlichen Gründen für wahrscheinlich, daß man den Gebrauch des Segels schon von alters her kannte. Denn die Bezeichnung für Mast und Segel ist urgermanisch und geht vielleicht sogar noch auf eine vorgermanische Bevölkerung zurück<sup>1)</sup>. Außerdem aber weist die große Verbreitung des skandinavischen Bernsteins, der nordischen Zonenbecher und der skandinavischen Streitärte vorwiegend an der Nordostküste Englands und Schottlands mit großer Bestimmtheit auf einen unmittelbaren Hochseeverkehr schon in neolithischer Zeit hin, den man sich ohne Verwendung von Segelbooten nur schwer vorstellen kann. Ich neige mich daher der Ansicht Kossinnas<sup>2)</sup> zu, daß man sich zwar bei den Kriegsschiffen, die eine große Beweglichkeit erforderten und bei denen das Segel unter Umständen nur ein Hemmnis oder einen unnützen Ballast bedeutete, ausschließlich auf die Ruder verließ, dagegen bei den Handelsschiffen auch das Segel verwendete. Einen Widerspruch mit den Angaben Tacitus' braucht man also darin nicht zu erblicken, da er ja diese Kenntnis keineswegs direkt bestreitet und bei seiner Beschreibung augenscheinlich nur die Kriegsschiffe im Auge hat.

Mit offensichtlicher Liebe behandelt sind die Schilderungen der **Sitten** und **Bräuche** der Germanen, über die sich gleichfalls aus den archäologischen Tatsachen mancherlei erschließen läßt. Die Stellung der Frau und die Achtung, die man ihr zollte (c. 7. u. 8), ergibt sich nicht nur aus den zahlreichen, schon oben besprochenen bildlichen Darstellungen römischer Künstler, sondern auch aus der durch das ganze germanische Gebiet hindurch gehenden reichen Ausstattung der Frauengräber.

Vielfach mißverstanden worden ist dagegen, was Tacitus c. 14, 15 u. 22 über die Lebensweise der Männer und insbesondere ihren Hang zum Müßiggang berichtet. Daß dies keineswegs der Fall war, ergibt sich schon aus dem, was wir oben über den Hochstand des Ackerbaus und die gewerbliche Tätigkeit kennen gelernt haben, die eine volle Manneskraft beanspruchten und nicht

<sup>1)</sup> R. Much, *Zschr. f. d. Altertumsk.* 36, 50.

<sup>2)</sup> G. Kossinna, *Altgermanische Kulturhöhe*, S. 11f.

lediglich das Arbeitsfeld der Unfreien und der Frauen und Greise gebildet haben können. Die Bemerkung des Tacitus kann sich daher unmöglich auf das gesamte Volk, sondern höchstens — was ja eigentlich auch schon aus dem Wortlaute dieser Stelle selbst hervorgeht — auf einen ganz kleinen Kreis des Kriegsadels und seine Gefolgschaft beziehen.

Als einen hervorstechenden Zug der Germanen rühmt Tacitus ihre unbegrenzte Gastfreundschaft (c. 21). Eine indirekte Bestätigung dafür bildet der aus archäologischen Tatsachen zu erschießende umfangreiche Handel (vgl. S. 49ff.), der kaum denkbar wäre, wenn nicht der fremde Händler überall auf seinen Fahrten ein gastliches Unterkommen und mit der Gastfreundschaft zugleich auch den Schutz des Gastfreundes bei seiner weiteren Reise gefunden hätte, wie es in ähnlicher Weise noch heute bei den Albanesen der Fall ist, bei denen der Fremde mit der Gastfreundschaft sogar das Recht der Blutrache erwirbt. Und ebenso wie der Händler mag auch der fahrende Sänger, der von den neuesten politischen und kriegerischen Ereignissen in fernen Landen Kunde brachte und der lauschenden Tafelrunde von den kühnen Heldentaten schwertkundiger Stammesgenossen sang, ein stets willkommener Gast gewesen sein.

Daß diese unbeschränkte Gastlichkeit vielfach auch Gelegenheit zu frohen Trinkgelagen gab, ist begreiflich (c. 21 u. 22). Und daß sich die Germanen tatsächlich gern in frohem Zecherkreise dem edlen Trunke hingaben, bezeugen uns die zahlreichen, meist mit Silber beschlagenen Trinkhörner<sup>1)</sup> und die schon oben besprochenen aus dem Auslande in großen Massen bezogenen Trinkservice, die zugleich auch lehren, daß in taciteischer Zeit nicht nur das von altersher gebraute einheimische Bier und der Meth, sondern auch der edle Rebensaft, den Tacitus nur bei den nächsten Uferanwohnern des Rheins kennt (c. 23), in ganz Germanien bis zum fernen Osten und hohen Norden ein geschätztes Getränk bildete.

Daß bei diesen Trinkgelagen, zu denen außer der Ankunft des Gastes auch noch mancherlei andere Gelegenheiten: Hochzeit, Jünglingsweihe, Totenbestattung, Jahreszeitfeste usw. sich darboten, auch dem Spiele gern gefrönt wurde (c. 24), ist verständlich, und besonders leidenschaftliche Naturen mögen wohl auch, ohne daß es erst der anreizenden Wirkung des Alkohols bedurfte, dem Würfel gehuldigt und im Spiel Haus und Hof und schließlich die eigene Freiheit eingeseßt haben, wie wir es noch heute bei manchen Völkern beobachten. Indessen können dies doch nur große Ausnahmen gewesen sein, da dies nach Tacitus' eigenen Worten nicht nur für den Verlierer, sondern auch für den Gewinner für eine große Schande galt. Die uns erhaltenen Spielsteine bestehen aus Knochen, Glas oder Bernstein und sind teils kubisch, wie unsere heutigen

<sup>1)</sup> Diese silberbeschlagenen Trinkhörner der Germanen erwähnt auch Cäsar, B. g. 6, 28. Vgl. auch die Trinkhornbeschlüge in Abb. 73 r. u. (S. 83).

Würfel, teils rund, teils von der Form eines kurzen Stäbchens mit gerundeter Ober- und glatter Unterfläche (Abb. 52). Die letzte Gattung geht jedenfalls auf ältere Runenstäbe zurück, deren Runenbilder ursprünglich die Bedeutung kräftigen Zaubers hatten (vgl. S. 80). Außer dem Würfelspiel liebte man auch

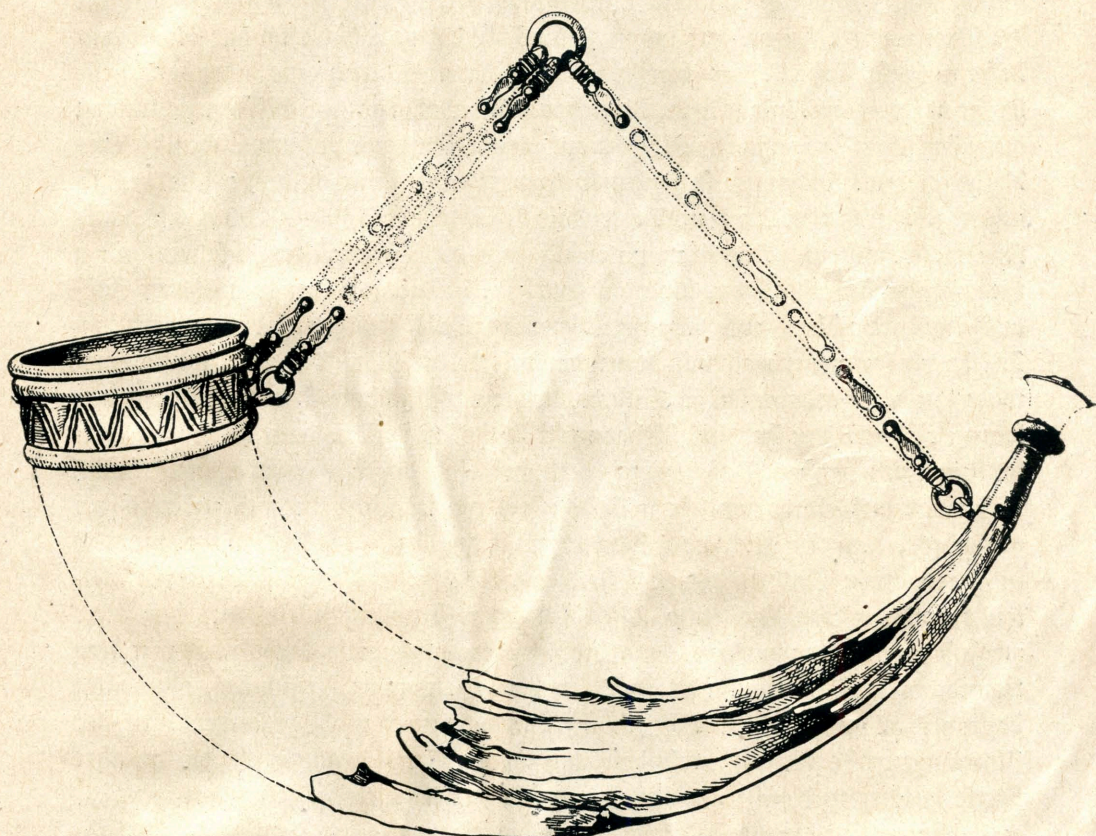


Abb. 51. Ostgermanisches Trinkhorn mit Silberbeschlag. Lübsow, Kr. Greifenberg. Ende d. 1. Jahrh. nach Chr.  $\frac{1}{2}$ . Nach Kossinna, Mann.-Bibl. Nr. 9, S. 204, Abb. 427.

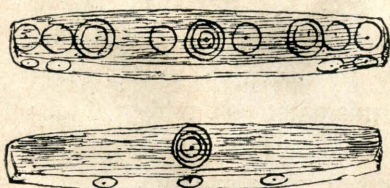


Abb. 52. Spielsteine.

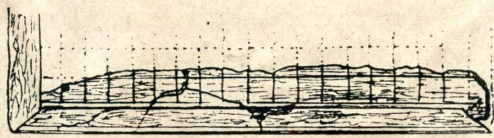


Abb. 53. Bruchstück eines Brettspiels aus Dimoor, Sünen.

noch das von den Römern übernommene Brettspiel. Wie Reste mehrerer Spielbretter aus dem Dimoor auf Sünen lehren, glich es in Form und Größe unserem Damenbrett und hatte auf der einen Seite quadratische, 2—2,5 cm große Felder, auf der anderen größere und kleinere Kreise und rings um den

Rand Halbkreise, während die Mitte leer war (Abb. 53). Gespielt wurde wie beim Damenspiel mit Steinen zweierlei Farbe (in einem Eimer von Hemmoor (Hannover) fanden sich vier schwarze und vier weiße).

Über Waffenspiele und Tänze in frühromischer Zeit läßt sich archäologisch nichts Sicheres erschließen. Rennwagen sind durch Selsenbilder nur für die Bronzezeit bezeugt, aus deren Frühabschnitt auch die offenbar als Rennbahn aufzufassende 3,5 km lange, mit dem Tempel durch eine besondere Feststraße verbundene Anlage beim Stonehenge stammt. Einige Schiffsdarstellungen aus römischer Zeit mögen vielleicht auf eine Ruderregatta hinweisen und eine Reihe an den Händen sich fassender Tänzer, wie wir sie auch sonst oft dargestellt sehen, zeigt uns eine bronzene Hängedose der Per. III (1400—1200 v. Chr.) aus Schleswig-Holstein. Höchst merkwürdig sind die Trojaburgen, labyrinthartig verschlungene Steinalleen, die nicht nur im Norden, sondern in größerer Zahl auch in Nordrußland und vereinzelt auch in Italien und auf den griechischen Inseln vorkommen, und mit denen anderseits die „Buß“= oder „Jerusalemswege“ in den Kathedralen zu Amiens, Bayeux und anderwärts eng zusammenhängen. Ihr Alter hat sich bisher nicht feststellen lassen, doch weist ihre Verbreitung mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine vorgeschichtliche Entstehung, und zwar auf altgermanischem Boden hin, wo sie nicht nur am zahlreichsten erscheinen, sondern auch noch heute benutzt werden. Im Mittelalter wurden in ihnen große Ritterspiele zu Pferde abgehalten, und ähnlich verliefen vielleicht auch die von Tacitus c. 24 geschilderten Jünglingsspiele, nur daß diese zu Fuß aufgeführt wurden. Einzelne Forscher haben diese Trojaspiele mit dem Sonnenkult in Verbindung gebracht, was zwar manches für sich hat, aber nicht bestimmt zu erweisen ist. Die Jünglingsspiele waren wohl besonders mit der Jünglingsweihe (c. 13) verknüpft, die ihrerseits wie noch heute die an ihre Stelle getretene Konfirmation an gewisse Jahreszeitfeste gebunden war.

Einer Ergänzung bedürfen die Bemerkungen über die Bestattungsbräuche (c. 27). Die Brandbestattung, die Tacitus allein kennt, war zwar zu seiner Zeit in den meisten germanischen Gebieten noch die ausschließlich herrschende Bestattungsform, doch finden wir, wie wir oben sahen, seit der Spätlatènezeit sowohl bei den Ost-, als Nordgermanen auch die Körperbestattung weit verbreitet<sup>1)</sup>, die zugleich im Gegensatz zu der meist ziemlich dürftigen Ausstattung der Brandgräber mit einer sehr reichen Grabausstattung Hand in Hand ging. Zur Einäscherung verwendete man nach den aufgefundenen Kohlenresten vorzugsweise Eichen-, Buchen- und Kiefernholz, bisweilen auch Wacholder<sup>2)</sup>. Da der Wacholder im Glauben der Germanen eine sehr wichtige Rolle spielte und wie noch heute, so auch schon

<sup>1)</sup> Außerdem finden sich Skelettgräber aus dem 1. Jahrh. nach Chr. vereinzelt auch noch in Böhmen, und ebenso dürften die Funde von Schladitz-Zwochau und Bornitz bei Zeitz von Skelettgräbern herrühren.

<sup>2)</sup> Bonner Jahrb. CV (1900), 28.

in der Vorzeit als Unheil wehrender Baum keinem Gehöft fehlen durfte, so sind vielleicht darunter die *certa ligna* zu verstehen, mit denen nach Tacitus die Leichen berühmter Männer eingäschert wurden<sup>1)</sup>. Im Gegensatz zu dem in Gallien und Italien herrschenden Bestattungszeremoniell<sup>2)</sup>, das die Ausschmückung des Scheiterhaufens mit kostbaren Decken und die Verwendung wohlriechender Spezereien erforderte, ging nach Tacitus die Einäschierung bei den Germanen ohne jeden Luxus vor sich. Tatsächlich sind aus dieser Zeit unter der Brandasche weder Gewebereste<sup>3)</sup>, noch Harze gefunden worden, die erst etwas später üblich wurden. Die Ausstattung der Gräber mit Waffen, die nach Tacitus jedem Toten beigegeben wurden, ist in den einzelnen Gegenden sehr verschieden. In den niederrheinischen Gräbern fehlen, wie wir bereits sahen, Schwerter vollständig, ebenso in den frühromerzeitlichen Gräbern der Neckarweben (Ladenburg, Freudenheim, Groß-Gerau, Trebur usw.) und in den linksrheinischen Germanengräbern von Andernach, Weisenau usw., während sie in den Gräbern der Elbweben und namentlich der Ostgermanen ziemlich häufig vorkommen (vgl. S. 31 f.). Nur Lanzen (*frameae* oder *hastae*) finden sich in den rheinischen Gräbern ziemlich zahlreich. Auf sie und die meist aus vergänglichem Material hergestellten Schilde ist daher wohl in der Hauptsache die Bemerkung *sua cuique arma* zu beziehen, und die Grabfunde bilden damit zugleich auch eine gewisse Bestätigung des c. 6 über die Seltenheit der Schwerter bei den Rheingermanen Gesagten. Spuren von der Mitbestattung des Leibrosses haben sich bisher nur ganz vereinzelt feststellen lassen, so in einem Grabe von Düsseldorf, das mehrere Pferderippen enthielt. Doch ist dabei zu berücksichtigen, daß das Pferd mit seinem Herrn auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, so daß sich die Seltenheit von Pferderesten in den Gräbern dadurch hinreichend erklärt. Das Grab bedeckte nach Tacitus ein schmuckloser Rasenhügel (*sepulcrum caespes erigit*). Man darf dabei nicht an die großen Hügelgräber der älteren Perioden denken, die in der späteren Latène- und Römerzeit nur noch hin und wieder zu Nachbestattungen benutzt, aber nur in wenigen Gebeten neu errichtet wurden, sondern an einfache Rasenaufsätze, wie sie ja auch heute noch in vielen Gegenden üblich sind. Bei der Vergänglichkeit dieser Rasenaufsätze erklärt sich, daß uns die spätlatène- und frühromischen Germanengräber heute fast nur als Schlachgräber erscheinen, und man darf daher in diesem Umfange keinen Widerspruch zur Schilderung Tacitus' erblicken.

Eine höchst merkwürdige Bestätigung haben auch die von Tacitus (c. 12) geschilderten Rechtsbräuche erfahren, mit denen ehrlose Verbrechen, wie

1) Schaafhausen macht darauf aufmerksam, daß der Wacholder bei den nordischen Völkern geradezu bezeugt wird. A. Magnus, *hist. gent. sept.* XVI c. 37.

2) Caesar, B. g. 6, 19: *funera pro cultu Gallorum magnifica et sumptuosa.*

3) Die Gewebeabdrücke, die man bisweilen an Gürteln oder Waffen findet, rühren offenbar von der Kleidung her.

notorische Feigheit, Fahnenflucht, Selbstverstümmelung und widernatürliche Unzucht<sup>1)</sup> geahndet wurden und die in der Versenkung der Schuldigen in Sümpfen bestanden, um so dauernd die Schandbarkeit zu verhüllen. Zeugnis für diese Strafen bilden die jetzt schon in stattlicher Zahl vorliegenden „Moorleichen“<sup>2)</sup>, von denen wir bisher aus Jütland 16, Sünen 1, Falster 2, Schleswig-Holstein 11, Nordhannover 18, Holland 5 und außerdem 1 aus Irland kennen<sup>3)</sup>. Da frische Leichen im Sumpfe wie alle übrigen Wasserleichen nach einiger Zeit wieder an die Oberfläche treiben und hier rasch verfaulen, kann es sich bei diesen Moorleichen, deren Tiefenlage oft eine sehr beträchtliche ist und die meist in liegender oder hockender, häufig auch in sichtlich widernatürlicher Lage mit dem Kopfe nach unten und mit zusammengebundenen Armen aufgefunden werden, nur um eine beabsichtigte Versenkung durch fremde Hand



Abb. 54 und 55. Moorleichen aus Jütland.

handeln, wobei durch Pfähle und Holzhasen oder durch Bedeckung mit Reifig und Steinen ein Wiederauftauchen der Leiche verhindert wurde. Die Datierung der Moorleichen, die bei ihrer Auffindung schwammig und schmierig sind, an der Luft aber rasch mumienartig zusammenschrumpfen und die uns auch wertvolle Aufschlüsse über die Kleidung geliefert haben, bietet gegenwärtig noch einigermaßen Schwierigkeiten. Denn da es sich bei ihnen um Verbrecher handelt, denen eine ehrende

Grabausstattung versagt blieb, so fehlt es natürlich an Beigaben, die bei den Grabfunden die zeitliche Festlegung ermöglichen. Nur in zwei Fällen haben sich bisher chronologisch verwertbare Geräte gefunden: in dem Moorfunde von Oberaltendorf<sup>4)</sup> eine Silberkapsel aus der Zeit um 300 nach Chr. und bei der Moorleiche von Corselike eine Bronzefibel und Perlen der gleichen Periode<sup>5)</sup>: Zu dieser Datierung stimmen auch gut die erhaltenen Kleider- und Gewebereste, die vollständig denen des Moorfundes von Torsberg (3.—4. Jahrhundert nach Chr.) gleichen, und ebenso weist die Übereinstimmung

<sup>1)</sup> Über Päderastie bei den Germanen vgl. Müllenhoff, D. A. 4, 243.

<sup>2)</sup> Die Bezeichnung ist von J. Meistorf eingeführt; 42. u. 44. Ber. d. Vaterl. Mus. zu Kiel 1900 u. 1907.

<sup>3)</sup> Hahne, Die Moorleichen der Prov. Hannover; Mannus, Ergänzungsband II, 1911, S. 18ff. Derselbe, Die Moorleichenreste im Prov. Mus. zu Hannover; Jahrb. d. P. M. zu Hann. 1909/10. I. II. Derselbe, Hoops, R. L. III. 238ff.

<sup>4)</sup> Mannus a. a. O.

<sup>5)</sup> J. Meistorf, 42. Ber. S. 13.

des Schuhwerks der Moorleichen mit gewissen Saalburgfunden auf den gleichen Zeitabschnitt hin. Aus taciteischer Zeit selbst sind allerdings bisher noch keine sicher datierbaren Moorleichenfunde gemacht worden, doch will dies nach den oben dargelegten Gründen nichts besagen. Andererseits setzen sich diese eigentümlichen Rechtsbräuche, wie das Gudrunlied, die Gesetze der Burgunder und einige gelegentliche spätere Notizen lehren, bis weit ins Mittelalter hinein fort, für das freilich auch das Begraben im Moore, z. B. von Heimatlosen, wahrscheinlich gemacht ist<sup>1)</sup>.

Nur ganz kurz äußert sich Tacitus (c. 11) über die **Zeitrechnung** der Germanen. Aus der großen Rolle, die nach seiner Aussage der Voll- und Neumond bei allen öffentlichen Angelegenheiten spielte, und aus dem Umstand, daß die Germanen, wie alle nach Lunisolarjahren rechnenden Völker nach Nächten zählten, dürfen wir schließen, daß sie ein gebundenes Lunisolarjahr hatten, bei dem der Unterschied zwischen dem 12 monatlichen Mondjahr zu  $12 \times 29\frac{1}{2} = 354$  Tagen und dem 365 tägigen Sonnenjahr durch periodische Einfügung eines (13.) Schaltmonates ausgeglichen wurde, der als solcher fast überall als Unglücksmonat gilt und daher der Zahl 13 zu ihrer symbolischen Bedeutung verholfen hat<sup>2)</sup>. Als archäologische Belege dafür dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit gewisse Gruppen von Steinkreisen betrachten, bei denen die Zahlen der sie zusammensetzenden Steine vollständig bestimmten Kalenderzahlen entsprechen<sup>3)</sup>. Besonders deutlich ist dieses Zahlenverhältnis bei dem berühmten Tempel von Avebury ausgeprägt, der noch dem reinen Neolithikum angehört. Dieses auch noch heute in seinen dürftigen Trümmern überwältigend wirkende Bauwerk setzte sich aus einer Hauptanlage und zwei, etwa 2 km davon entfernten kleineren Steinkreisen zusammen, die durch eine zweimal geknickte, nach der Peripherie zu sich allmählich verschmälernde Feststraße mit jener verbunden waren. Die Hauptanlage besteht aus einem gewaltigen, von einem hohen Erdwall eingefassten Außenkreis von 500 m Durchmesser, der nach einer Rekonstruktion Stuckleys und den jetzt noch erhaltenen Resten aus 99 riesigen, 3—4 m hohen und breiten und etwa  $1\frac{1}{2}$  m dicken Steinplatten gebildet wurde. Im Innern dieses Kreises befanden sich zwei Doppelringe, deren Innenkreise bei beiden aus 12 ähnlichen Platten bestanden, während die Zahl der Platten des Außenkreises beim südlichen Doppelring nach Stuckleys Rekonstruktion 30, beim nördlichen nach den sorgfältigen Berechnungen Stephans 29 betrug. Da die durchschnittliche Länge des synodischen Monats  $29\frac{1}{2}$  Tage beträgt, so zeigen diese Platten jedenfalls die Zahl der Tage der sich abwechselnd folgenden „hohlen“ und „vollen“ Monate an, deren Gesamtzahl im Sonnenjahr durch die inneren Kreise mit je 12 Platten markiert wird. Die 99 Platten dagegen

<sup>1)</sup> Hahn a. a. O.

<sup>2)</sup> Wilke, Die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen. *Mannus* X (Kosjinnas Festschr.), S. 121 ff.

<sup>3)</sup> O. Stephan, *Mannus* VII, S. 213 ff.



Es müssen also bei diesen Kalendern immer und immer wieder alte Vorbilder nachgebildet worden sein. Solche Runenkalender kennt man übrigens auch aus Frankreich, doch sind sie dahin augenscheinlich vom Norden aus, wahrscheinlich durch die Normannen, gelangt, da die Tag- und Nachtlängen nicht für Frankreich, sondern etwa für den 59. Breitengrad zutreffen<sup>1)</sup>.

Für die aus Tacitus' Angaben zu erschließende Zweiteilung des Monats, an die die Erinnerung noch in gewissen Wendungen (Dierzehn Tage; fortnight; quinze jours; quince dias) fortlebt, fehlen archäologische Belege. Dagegen deutet die in der sakralen und talismanischen Kunst sehr häufig vorkommende Siebenzahl, die auch im Volksglauben eine sehr bedeutende Rolle spielt, darauf hin, daß die siebentägige Woche nicht erst, wie gewöhnlich angenommen wird, im 3. oder 4. Jahrhundert durch Vermittelung der Römer aus dem Orient eingeführt ist, sondern neben der fünftägigen Woche von altersher bestand. Dafür spricht auch der altgermanische Name „Woche“, der ursprünglich „Wechsel“ bedeutet und doch wohl nur auf den Wechsel der Mondphasen bezogen werden kann. Zu ihrer Entstehung haben höchstwahrscheinlich die mit den Quadraturen und dem Voll- und Neumond zusammenfallenden Nipp- und Springfluten, die den Seeanwohnern unmöglich entgehen konnten und deren Kenntnis in taciteischer Zeit sich aus den oben beschriebenen Halligen der Chaufer und Friesen mit voller Bestimmtheit ergibt, sehr wesentlich beigetragen.

Endlich noch einige Bemerkungen zu dem, was uns Tacitus über die **Religion** der Germanen berichtet. Wie schon Cäsar, so kennt auch er eine höchste Göttertrias: Merkur, Herkules und Mars (c. 9), die man ja schon längst mit Wodan, Donar und Tius identifiziert hat<sup>2)</sup>.

Die Gleichsetzung Merkurs mit Wodan wird besonders durch den Namen des 3. Wochentags, den dies Mercurii und Wodanstag, wednesday, bezeugt, doch besitzen wir vom 7. Jahrhundert ab auch noch mehrere schriftliche Zeugnisse, die diese Gleichsetzung bestätigen. Ich kann mich hier nicht auf den Ursprung und das Wesen Wodans einlassen, nur sei daran erinnert, daß er ursprünglich ein Sturmdämon und zugleich Totenführer war. Ob auch Tacitus diese ursprüngliche Bedeutung noch gekannt hat, läßt sich zwar nicht bestimmt verneinen, doch ist es wenig wahrscheinlich. Denn wenn auch der römische Merkur wie der griechische Hermes, mit dem ihn die Römer gleichsetzten, ursprünglich ein Totenführer war und diese Bedeutung dem gebildeten Römer noch bekannt sein mochte, so tritt doch gerade diese Eigenschaft hinter seiner Funktion als Handelsgott so sehr zurück, daß man sich nur schwer vorstellen kann, diese chthonische Seite des Merkur sei für die Interpretation des germanischen Wodan maßgebend gewesen. Helm u. a. nehmen daher an, daß zu dieser Gleichsetzung lediglich äußerlichkeiten der Darstellung geführt haben,

<sup>1)</sup> L. Wilser, Die Germanen. Bd. II, S. 231ff.

<sup>2)</sup> K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte. Bd. I, S. 259ff.

nämlich der Hut und Stab Wodans, der dem petasus und caduceus des Merkur vergleichbar sei.

Aber abgesehen davon, daß diese Annahme an und für sich nicht gerade sehr wahrscheinlich klingt, spricht dagegen auch noch der Umstand, daß Hut und Stab als Attribute Wodans anscheinend erst sehr spät auftreten. Ich möchte daher eher glauben, daß die Interpretation auf römische Händler zurückgeht, die Merkur als Schützer von Handel und Wandel in erster Linie verehrten und daher auch den höchsten germanischen Gott nach ihrer Weise auffaßten. Ganz ähnlich wurde ja auch nach Cäsar (de bello gall. VI, 17) der keltische Esus als Handelsgott interpretiert.

Archäologisch belegbar ist der Wodan-Merkurkult durch zahlreiche, meist freilich aus etwas jüngerer Zeit stammende Merkursteine, von denen sich viele zwar auf den keltischen Esus beziehen, andere dagegen sicher von germanischen Stiftern herrühren und daher auf den germanischen Gott zu beziehen sind. Dies gilt besonders von den Steinen mit den Inschriften Mercurius Hanno, Mercurius Cimbrianus, Mercurius rex und Mercurius Leudisio (CIL XIII 7859), dessen Beinamen wahrscheinlich etymologisch mit \*leudi, hdt. liuti zusammenhängt, also jedenfalls „Herrscher“ bedeutet.

Vom Kult des Wodan erwähnt Tacitus (Germ. c. 9 und Annal. 13, 57) nur die an gewissen Tagen dargebrachten Menschenopfer. Von einem solchen scheint ein in einer Opfergrube im Merkurheiligtum bei Sinthen bei Mainz aufgefundenen Schädel herzurühren, der sich hier neben zahlreichen Knochen von Schweinen und Hühnern, offenbar gleichfalls Opferresten, vorfand (A. H. D. V, 339<sup>1</sup> und Mainz. Zeitschr. IV, 6).

In einem Punkte bedarf die Angabe des Tacitus einer Berichtigung, nämlich hinsichtlich der Ausbreitung des Wodankultes, den er für germanisch hält. Denn weiter ostwärts als bis zu den Hermunduren, bei denen ihn Tacitus (Annal. 13, 57) selbst noch kennt, dürfte er damals kaum vorge drungen sein, und es ist sogar noch zweifelhaft, ob ihn die Cherusker und andere nördlich wohnende Stämme damals schon kannten<sup>1)</sup>.

Die Gleichsetzung des Mars mit Tiuz (Tyr) ergibt sich wiederum in erster Linie aus einem Wochentagsnamen, dem dies Martis und dem germanischen Tiwesdaeg. Ziestag usw. Lautlich geht der Name wie das indische Djaus, das griechische Zeus usw. auf indogerm. \*dieus zurück, und Tiuz wird daher wohl allgemein als ursprünglicher Himmelsgott aufgefaßt. Und daß er diese Bedeutung tatsächlich auch noch in taciteischer Zeit, wenigstens bei einigen germanischen Völkern hatte, ergibt sich aus dem, was Tacitus an anderer Stelle über die Swaben und die Tencterer (Hist. IV, 64) berichtet, bei denen Tiuz als der oberste der Götter, praecipuus deorum, galt.

Archäologische Zeugnisse für den Mars-Tiuzkult bilden wiederum eine

<sup>1)</sup> Helm, a. a. O. S. 268.

Reihe von Totivsteinen, von denen wenigstens zwei durch ein Epitheton als sicher germanisch gekennzeichnet sind. Es ist dies der Stein CIL XIII 8707, den T. Domitius Vindex, Centurio der leg. XX Valeriana Victrix dem Mars-Halamardus geweiht hat; der Beiname Halamardus, „der Männermordende“ ist sicher germanisch und es ist daher wohl auch der Stifter ungeachtet seines undeutschen Namens germanischer Abstammung (Helm 365).

Noch wichtiger ist die zweite Inschrift, die den Mars Thincsus zusammen mit zwei andern germanischen Gottheiten, den Alaisiagen Bede und Timmilene nennt (Abb. 56). Auf der rechten Seite trägt dieser Altar das Relief einer weiblichen Gottheit, die zweifellos eine der Alaisiagen darstellt. Außerdem fand sich in der Nähe noch ein wohl zum Altar gehöriger Aufsatz mit dem Bilde eines bewaffneten Kriegers (Mars mit einem Schwan oder einer Gans) und zwei schwebenden Genien.

Ob auch die Jupitergigantensäulen, wie namentlich Hettner<sup>1)</sup>, Hertlein<sup>2)</sup> u. a. angenommen haben, auf den germanischen Himmels-gott zu beziehen sind, erscheint nach Helms klaren Ausführungen (Helm 370 f.) mehr als zweifelhaft. Weit eher wird man sie mit keltischen Vorstellungen in Verbindung bringen dürfen.

Daß der Herkules des Tacitus nur dem alten Gewittergott Donar entsprechen kann, liegt auf der Hand. Denn wenn auch dafür nicht so unmittelbare Zeugnisse vorliegen, wie für die Identifizierung von Merkur und Mars, so kann als der taciteische Herkules doch nur Donar in Betracht kommen, weil dieser tatsächlich in der Folgezeit bei allen Germanen — auch den Westgermanen — einer der drei höchsten Götter war und als solcher, wie uns viele Anzeichen lehren, nicht erst eine Erfindung späterer Zeit ist, sondern schon in sehr alte Zeiten zurückreicht. Tacitus würde ihn also sicher besonders angeführt haben, wenn er eben nicht mit Herkules identisch gewesen wäre.

Sreilich ist der griechisch-römische Herkules selbst ja niemals ein Gewittergott gewesen, aber den Vergleichspunkt bildete die Tapferkeit beider und die

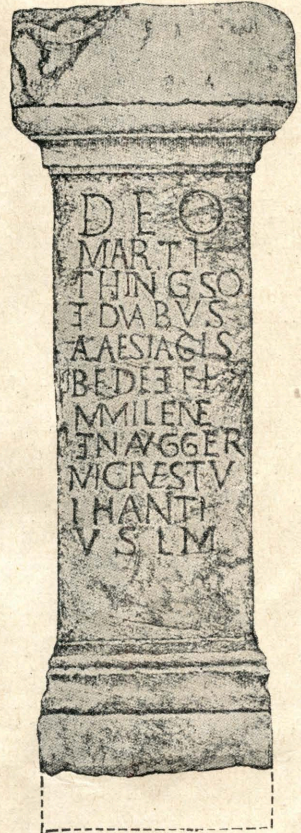


Abb. 56. Dem Mars Thincsus und den Alaisiagen geweihter Totivstein. Nach P. Herrmann, Deutsche Myth. S. 206.

<sup>1)</sup> S. Hettner, Jupiterssäulen, Westd. Zschr. IV (1885), S. 365 ff.

<sup>2)</sup> S. Hertlein, Die Jupitergigantensäulen. Stuttgart 1910.

mit Donar verknüpften Sagen. Wie Herkules, so war auch Donar der tapferste aller Männer, und wie jener, so hatte auch dieser allerhand Kämpfe mit Riesen und mannigfachen Ungeheuern zu bestehen. Ebenso hat das Wettessen zwischen Herakles und dem Kaufonenkönig Lepreos seine Parallele in dem Wettessen zwischen Thor und Loki. Schließlich mag auch vielleicht die gleichartig primitive Bewaffnung beider, die Keule des Herkules und der Hammer Donars, zur Gleichsetzung beigetragen haben.

Über die Verbreitung der Donarverehrung, die Tacitus für germanisch hält, können wir aus andern Quellen nichts Genaueres erschließen. Sicher ist nur, daß auch die Ostgermanen einen Donnergott hatten, wenn er auch hier unter einem andern Namen, als Fjorgynn, entspr. lit. Perkunas und altindisch Parjanya auftritt. Dagegen begegnet der Donarkult, wie ein dem Iovi optimo maximo Tanaro im Jahre 154 geweihter Stein aus Chester darzutun scheint, bei den Kelten wieder.

Von den in Betracht kommenden Motivsteinen hat man den Stein von Obernburg (CIL XIII, 6619), auf dem sich hinter Herkules das Wort maliator findet, auf den germanischen Donar bezogen und die Inschrift als den „hammertragenden Herkules“ gedeutet. Doch ist die Inschrift jedenfalls in maliatores zu ergänzen, unter denen die den Stein stiftenden Arbeiter zu verstehen sind (Helm 365). Ebensovienig haben die Versuche Meyers und v. Grienbergers, den Herkules Saganus, von dem wir 28 meist aus den Steinbrüchen von Bröhl stammende Motivsteine haben, mit Herkules Saxo in Verbindung zu bringen, allgemeine Zustimmung erfahren. Vielmehr wird das „Saganus“ von anderer Seite von saxum hergeleitet und Herkules als Schutzgott der Steinarbeiter gedeutet.

Zweifellos germanisch ist dagegen der auf 8 Motivsteinen und einmal auf einer Münze des Kaisers Postumus genannte Herkules Magusanus, der nach Kauffmanns ansprechenden Ausführungen wahrscheinlich einer germanischen Nominativform Maguso entspricht und „der Starke“ bedeutet, eine für einen Donnergott gewiß sehr zutreffende Bezeichnung<sup>1)</sup>.

Aus älterer Zeit hat man auf Donar oder Thor außer einer Bronze-  
statuette aus Jütland (S. 75, Abb. 67) eine in den nordischen Selsenzeich-  
nungen öfter wiederkehrende, meist phallische Figur (Abb. 57 u. 58) bezogen,  
die mit Helm und Beil ausgerüstet ist und augenscheinlich ein höheres Wesen  
darstellen soll. (E. Mogk in Hoops, R. L. IV, 323.) Besonders bemerkenswert  
ist eine Selsenzeichnung von hvitlycke, Tanum (Abb. 58). Bei ihr erscheint  
dieser beitragende Gott, der durch den erigierten Phallus auch noch als  
Fruchtbarkeitsgott gekennzeichnet wird, neben einem im Geschlechtsakt befind-  
lichen Paare. Die Szene stellt also jedenfalls eine Eheschließung vor, die von

<sup>1)</sup> §. Kauffmann, Hercules Magusanus. Beitr. 3. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Lit. XV, S. 559.

Thor, dem Gewitter- und Fruchtbarkeitsgotte, geweiht wird. Die altnordische Sitte, der Braut am Hochzeitstage den Hammer Thors in den Schoß zu legen (Prymskvíða 30), hat sich bis weit ins Mittelalter erhalten, und in manchen Gegenden dürfen noch heute Hochzeiten nur am Donnerstage stattfinden. (Vgl. hierzu J. Bing, Mann. VI, S. 169.)

Als eine weitere Gottheit, der nach c. 9 ein Teil der Sweben opferte, bezeichnet Tacitus die Isis. Man hat diesen Namen mit ähnlich klingenden germanischen Namen (Isa, Eisa) zusammengestellt, aber sicher mit Unrecht, da es Göttinnen dieses Namens gar nicht gab. Die Interpretation der germanischen Göttin als Isis muß also auf ihrem Wesen oder ihren Attributen beruhen. Die ägyptische Isis war eine ausgesprochene Mondgottheit, und in dieser Eigenschaft führte sie als Attribut auch das Schiff. Denn wie die Nachtfahrt der Sonne, so dachte man sich auch die Fahrt des Mondes gern in einem



Abb. 57. Selsenzeichnung von Löfåsen, Tanum. Phallische Sigur mit Schwert und Hammer.

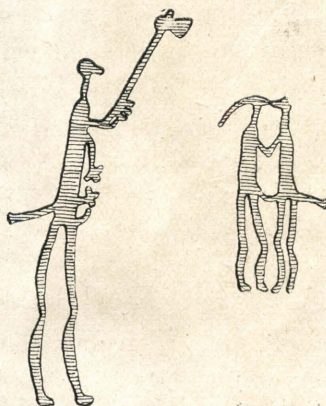


Abb. 58. Selsenzeichnung von Hvítlycke, Tanum. Menschenpaar im Geschlechtsakt; daneben beiliegende phallische Götterfigur.

Schiffe, eine Vorstellung, die durch die nachenförmige Gestalt der jungen Mond- sichel noch besonders begünstigt werden mußte und daher bei sehr vielen Völkern wiederkehrt. Auch das der germanischen Gottheit zukommende Schiff scheint daher auf ein Mondnumen hinzuweisen<sup>1)</sup>.

Für diese Annahme spricht auch noch, daß die taciteische Isis jedenfalls mit der etwas später am Unterrhein auftretenden Nehalennia identisch ist, von der wir nicht nur zahlreiche Inschriften, sondern auch 19 bildliche Darstellungen besitzen. Wie die taciteische Isis, so erscheint auch diese Nehalennia auf 9 Altären in Verbindung mit einem Schiff, außerdem aber auch noch mit einem Füllhorn oder Fruchtkorb und mehrere Male mit einem Hunde (Abb. 59).

<sup>1)</sup> Näheres darüber findet man in meinem Buche „Kulturbez. zwischen Indien, Orient und Europa“, und in mehreren kleineren Abhandlungen (der Mondkult bei den indogerm. Völkern, Wissensch. Mitt. a. Bosnien u. d. Herzogowina, Jg. 1916; Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben u. i. d. darstellenden Kunst d. indog. Vorz., das Weltall, Jg. 1919, h. 23/24).

Alles dies sind ausgeprägte Attribute einer Mondgottheit, die dem ewigen Werden und Vergehen des Mondes entsprechend überall als Fruchtbarkeits- und zugleich als Todesgottheit erscheint. Zur Symbolisierung der zweiten Eigenschaft dient der Hund, der ursprünglich ein Leichenfressender Dämon war, dann aber mit dem Übergange von der Leichenaussetzung zur Leichenbestattung und der Hand in Hand damit gehenden Ausbildung einer Unterweltsvorstellung zu einem Unterweltstier und schließlich mit der Entwicklung einer besonderen Unterweltsgottheit (ursprünglich Erd-, später Mondgottheit) zu deren Attribut wurde.



Abb. 59. Altar der Nehalennia. Wilke, Mann.-Bibl. Nr. 10, S. 135, Abb. 146.

Ich glaube daher in der germanischen Isis-Nehalennia in der Tat, wie in der ägyptischen Isis eine alte, wenn auch stark verbläbte und ihrem Wesen nach längst nicht mehr verstandene Mondgottheit erblicken und die Nehalennia-darstellungen als eine wertvolle Bestätigung der Meldung des Tacitus auffassen zu dürfen<sup>1)</sup>.

Wenn das Schiff und der Fruchtkorb, wie man gewöhnlich annimmt, die Nehalennia als Schützerin des Handels und der Schifffahrt kennzeichnen sollen, so will ich diese Auslegung zwar keineswegs völlig ablehnen, doch dürften die Attribute erst sekundär diese Bedeutung erlangt haben.

In diesem Zusammenhange will ich noch auf eine ägäische Darstellung verweisen, bei der gleichfalls eine Gottheit mit Schiff und Früchten und einem Fruchtbaum erscheint<sup>2)</sup>.

Auch hier dürfte es sich wohl um eine Mondgottheit handeln. Endlich findet sich dieses Motiv auch noch auf der bekannten Erektias-Schale. Hier erscheint der von Siecke meines Erachtens mit vollem Rechte als ursprüngliche Mondgottheit aufgefaßte Rauschgott Dionysos in einem delphingestaltigen, von 7 Delphinen umkreisten Nachen, aus dem ein Weinbaum mit 7 Reben emporwächst<sup>3)</sup>. Die Zahl 7 gibt hier besonders zu denken, weil sie zweifellos nach der ganzen Anordnung des Bildes beabsichtigt ist und daher jedenfalls eine lunare Bedeutung hat.

Dem Kult dieser Isis dienten vielleicht die in einer römischen Töpferei in Westheim bei Augsburg aufgefundenen Votivgaben: Früchte, Vögelchen mit Früchten, Blümchen usw. und vor allem Tonkisten, deren Deckel Medaillons mit dem Bilde des Serapis und der Isis tragen und Opferszenen darstellen

<sup>1)</sup> Ein schriftliches Zeugnis über Mondverehrung liegt außer von Cäsar (b. g. I, 50) auch noch aus späterer Zeit vor; vgl. S. 74, Anm. 1.

<sup>2)</sup> a. a. O., S. 154, Abb. 160.

<sup>3)</sup> K. v. Spieß, Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes. Mitt. d. W. A. G. 1914, S. 40, Abb. 38.

(A. H. V. V, 346), doch läßt sich nicht genau entscheiden, wie weit diese Darstellungen für Römer oder Germanen bestimmt waren.

Wie die Isis, so ist nach Tacitus (c. 40) auch die Nerthus nur eine Stammesgottheit, die bei den Reudingern, Avionen, Angliern, Varinern, Eudosen, Suardonen und Nuthonen verehrt wurde, und die Tacitus selbst als Terra Mater bezeichnet. Aus ihrem Namen läßt sich über ihr Wesen nichts Bestimmtes entnehmen, da die Etymologie unsicher ist<sup>1)</sup>. Doch deutet die auffallende Übereinstimmung ihres Kultes — Umfahrt und nachfolgendes Reinigungsbad — mit dem des dänischen Frode und des schwedischen Freyr in Upsala darauf hin, daß das Nerthusfest im Gegensatz zu dem im Herbst begangenen Tanfanafeste (Tac. Annal. I, 51) ein Frühjahrsfest, die Göttin also eine alte Vegetationsgottheit war, die sehr wohl der Terra Mater entsprechen könnte. Dafür sprechen auch ihre Attribute, die beiden Kühe, da die Kuh auch bei andern indogermanischen Völkern ein Attribut der ursprünglich selbst kuhgestaltig gedachten Erdgottheit war. Besonders wichtig aber für die Beurteilung ihres Wesens ist die am Schluß des Kultaktes stattfindende lavatio, die nach zahlreichen Parallelen bei anderen, indogermanischen wie nichtindogermanischen, Völkern auf einen *ιερός γάμος* hindeutet und die Reinigung der durch das Beilager befleckten Gottheit versinnbildlicht. Diese Bedeutung tritt auch noch bei dem Freyrfeste zu Upsala sehr klar hervor, bei dem man es als ein günstiges Zeichen betrachtete, wenn die den Gott bei seiner Umfahrt begleitende Priesterin schwanger wurde. Wie in diesem Falle die Priesterin offenbar das Substitut einer weiblichen Gottheit bildete, so wird also auch der die Nerthus begleitende Priester als Substitut eines männlichen Gottes zu gelten haben. Als solcher kann aber wohl nur der mit seinem Regen die Erde befeuchtende Himmels-gott in Betracht kommen. Daß diese Annahme in der Tat zutrifft, beweist ein späteres aus Ortsnamen zu gewinnendes Zeugnis, aus dem hervorgeht, daß ein Teil der Haruden, die zwar von Tacitus selbst nicht unter den Nerthusvölkern genannt werden, aber nach dem Monumentum Ancyranum V, S. 15 und Ptolomäus II, 11, 7 doch zu ihnen gehört haben müssen, bei ihrer Abwanderung nach Norwegen den Kult beider Gottheiten mitnahmen, und in ihrer neuen Heimat in dem nach ihnen benannten Hordalande ein neues Heiligtum anlegten<sup>2)</sup> (Helm 317).

<sup>1)</sup> Wilser (Cornelius Tacitus, Germanien, Herkunft, Heimat, Verwandtschaft und Sitten seiner Völker. Steglitz 1917) hält den Namen Nerthus für eine Entstellung durch unkundiges Abschreiben und liest dafür Aërtha (Erde). Doch tritt dem R. Much (Wien. Pr. Zeitschr. V, 92f) entschieden entgegen, weil einmal das Wort für Erde in taciteischer Zeit, wo ae noch Diphthong war, nicht Aërtha geschrieben worden sein kann, und weil anderseits Nerthus nicht von dem gerade im Gebiete der Ingväonen im Mittelpunkt der Verehrung stehendem, Laut für Laut einem germanisch-römischen Nerthus entsprechenden Njorde getrennt werden kann.

<sup>2)</sup> Eine besonders wichtige Kultstätte war Njardarlog, die heutige Insel Tysnefö vor dem Hardangerfjord, wo sich auch, wie Ortsnamen bezeugen, ganz wie beim Nerthusheiligtum ein heiliger Hain und ein heiliger See findet; Mogk in Hoops Reallex. III, 318.

Die Stätte ihres Heiligtums — Tacitus sagt darüber nur: *est insula in oceano* — hat man sowohl in der Nordsee, wie in der Ostsee gesucht. Das erste erscheint wenig wahrscheinlich, weil die Umfahrt der Göttin mehrere Tage dauerte, also wohl auf eine größere Insel hindeutet, die es dort kaum gab. Andererseits ist Rügen und Seeland mit den angrenzenden Inseln mit Wahrscheinlichkeit auszuschließen, weil beide anscheinend außerhalb des Bereichs der Nerthusvölker liegen<sup>1)</sup>. Eher könnte Alsen in Betracht kommen, für das Michelsen aus etymologischen Gründen eingetreten ist (Michelsen, Von vorchristl. Kultusstätten in unserer Heimat; Schleswig 1878). Doch ist die Etymologie Alsen = *alhsey* „Insel des Heiligtums“ sehr unsicher und die sonstigen Argumente noch mehr. Am meisten beachtenswert erscheint mir noch die zuerst von K. Maack ausgesprochene, von K. Classen durch neue Gründe gestützte Verlegung des Nerthusheiligtums nach dem Lande Oldenburg, das

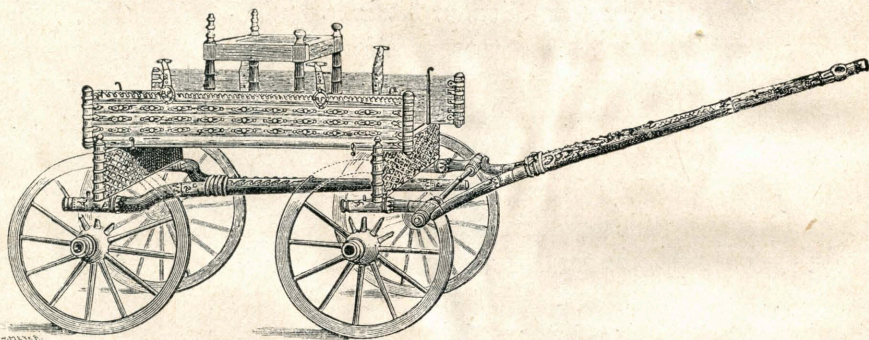


Abb. 60. Kultwagen mit Bronzebeschlägen aus dem Dejbjergmoore, Jütland; etwa  $\frac{1}{40}$  n. Cr. Nach Monterius, Kulturgesch. Schwedens, S. 159.

jedenfalls noch bis in die slawische Zeit hinein eine Insel bildete und mit der heutigen Insel Fehmarn noch zusammenhing<sup>2)</sup>. Nur halte ich es nicht für wahrscheinlich, daß der Wagen, wie Classen meint, auf das Festland übergesetzt sei; die Umfahrt wird eben nur die um den Hain der Göttin gruppierten Lagerplätze der durch mehr oder weniger große Abordnungen beim Kult vertretenen Volksstämme, nicht aber deren Gebiet selbst berührt haben.

Archäologisch läßt sich weder für das Wesen der Gottheit noch für den Ort ihres Kultus etwas beibringen, doch sind im Dejbjergmoor am Ringköbingsfjord an der Westküste Jütlands mehrere Wagen zum Vorschein gekommen (Abb. 60), die schon in Anbetracht der an ihnen angebrachten sakralen Ornamente, der konzentrischen Kreise, der Triquetren usw. offenkundig eine kultische Bedeutung hatten und die uns wenigstens eine Vorstellung von dem

<sup>1)</sup> Helm, a. a. S. 320. Doch verlegen E. Mogk (Hoops R. L. III, 308) und R. Much (Beitr. z. Gesch. d. D. Sprache u. Lit. 17, 195 ff.) die Kultstätte nach Seeland, wo sich später das Heiligtum von Sæthra befand.

<sup>2)</sup> K. Bl. d. d. Ges. f. Anth., Ethn. u. Urg. 1917.

Prozessionswagen geben, auf dem die Nerthus bei ihrer Umfahrt thronte. Die Wagen gehören der Spätlatènezeit an, sind also nur wenig älter als die Germania. Außerdem besitzen wir auch noch eine bildliche Darstellung von einem solchen Kultwagen mit darauffstehender Göttin auf einem Gefäße von Ödenburg in Ungarn, das freilich schon der Hallstattperiode entstammt und auch nicht dem germanischen, sondern dem illyrischen Kulturkreise angehört (Abb. 61).



Abb. 61. Kultwagen auf einem Gefäßscherben von Ödenburg in Ungarn.

Als eine dritte wichtige Stammesgottheit führt Tacitus die bei den Naharvalen verehrten Alcis an, die er selbst mit Castor und Pollux vergleicht (c. 43) und die wohl kaum von den sonstigen im indogermanischen Pantheon bezeugten Dioskuren zu trennen sind.

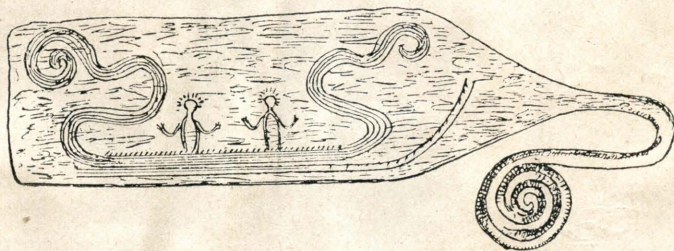


Abb. 62. Bronzemesser aus Jütland. Nach S. Müller, Nord. Alt. Bd. I, S. 259, Fig. 125.

Aus taciteischer Zeit besitzen wir zwar keine Darstellung von ihnen, wie ja Tacitus selbst auch ausdrücklich bemerkt, daß ihr Kult bildlos sei, wohl aber aus der älteren vorgeschichtlichen Kunst. Hierzu gehört vor allem die Darstellung auf einer Rasiermesserflinge von Jütland der Per. V (1000—800 v. Chr.) (Abb. 62), wo die beiden Gottheiten ganz wie die indischen Aswins, die griechischen und keltischen Dioskuren und der slawische Zel und Poljel in Verbindung mit einem Schiffe erscheinen<sup>1)</sup>. Ebenso möchte ich hierzu eine andere gleichartige Darstellung rechnen, bei der sich aus dem Schiffe wie bei dem vorhin erwähnten Siegel von Knossos und der Eretrias-Schale ein Baum erhebt, der

<sup>1)</sup> Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. S. 90.

von zwei großen Sternen flankiert wird. Einigermassen verwandt mit dieser ist noch eine Zeichnung auf einem Sarkophag von Kreta (Abb. 63 bis 65). Auch hier haben wir wieder — wie übrigens auch in zahlreichen Mythen — einen mitten im Meere stehenden Baum und dabei gleichfalls wieder die beiden Sterne. Ich glaube in diesem Motiv, wie ich an anderer Stelle eingehend zu begründen versucht habe, den Weltenbaum und Sonne und Mond erblicken zu dürfen<sup>1)</sup>.

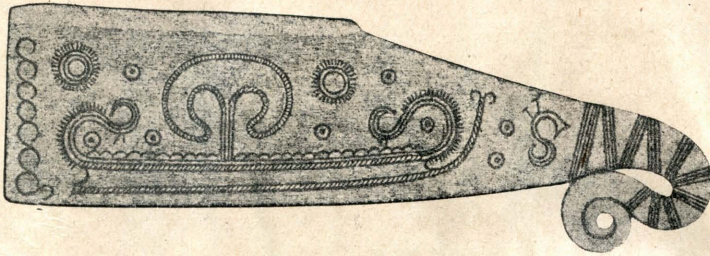


Abb. 63. Schiff mit Baum und Sternenpaar. Vor dem Vordersteven ein Schwan. Bronzemes-  
sesser aus Jütland. Nach Madsen, *Broncealderen*.

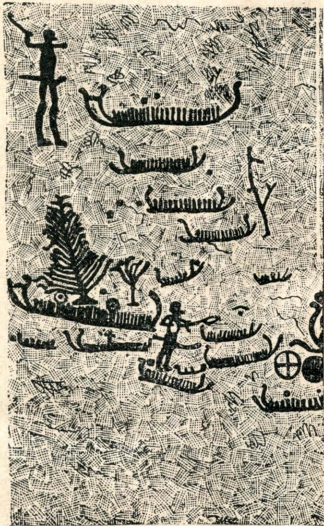


Abb. 64. Schiff und Baum mit zwei Kreis-  
figuren in einem Felsenbilde von Lößeberg,  
Bohuslän. *Mannus-Bibl.* Nr. 10, S. 158,  
Abb. 162c.

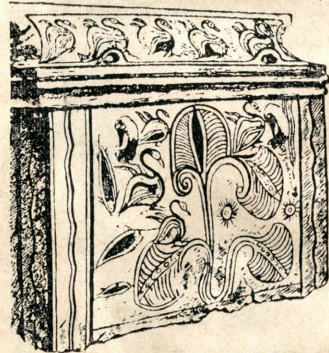


Abb. 65. Doppelgestirn mit baumartiger  
Wasserpflanze auf einem Sarkophag von  
Kreta.

Außer mit dem Schiffe sind die Dioskuren in den meisten Mythologien auch noch mit dem Pferde eng verbunden und sie werden geradezu als ursprüngliche Pferdegottheiten aufgefaßt. Diese Vorstellung liegt vielleicht, wie H. Schneider u. a. annehmen, den auf dem Kivimonumente und manchen Felsenzeichnungen paarweise auftretenden Pferden zugrunde, die bald einander folgen, bald sich feindlich gegenüberstehen (Abb. 70 u. 71).

<sup>1)</sup> Wilke, *Weltall*. Jahrg. 1919, H. 23/24 und *Mannus* XI/XII, S. 155ff.

Auf den von Tacitus erwähnten muliebris ornatus der Alcispriester werden wir weiter unten (S. 78) zurückkommen.



Abb. 66. Sonnenwagen von Trundholm. Periode II c (1500—1400).

Endlich berichtet Tacitus (c. 45) bei den Nordvölkern auch noch von einem menschengestaltigen Sonnengott, offenbar dem nordischen Freyr, der auf

einem Wagen fährt und dessen Haupt von Strahlen umgeben ist<sup>1)</sup>. Doch scheint er in seinen sonstigen Schriften diesen Sonnenkult auch noch bei anderen germanischen Völkern zu kennen, so *Annal.* XIII, 55, wo der Amisvareterkönig Bojocalus die Sonne und Gestirne anruft, quasi coram, als ob sie gegenwärtig wären. (Vgl. Helm 256 f).

Sichere archäologische Zeugnisse für den Sonnenkult, der in taciteischer Zeit augenscheinlich schon sehr verbläßt war, liegen nur aus den älteren vorgeschichtlichen Perioden vor. Am bekanntesten ist der Sonnenwagen von Trundholm, und Reste von ähnlichen Wagen habe ich auch noch von anderen Punkten Scandinaviens, Englands und Deutschlands nachweisen können. Ebenso finden sich mehrere Darstellungen von Sonnenwagen, die offenbar auf keltische Umfahrten hinweisen, unter den nordischen Felsenzeichnungen.

Gleichfalls auf den Sonnenkult dürften wohl auch die meisten Schiffsdarstellungen auf den Rasiermesserklingen der jüngeren Bronzezeit zu beziehen sein, auf denen das Schiff häufig in Verbindung mit anderen mythischen Figuren, wie Drachen, Schwänen und Triskelen (dreischenkliges Hafenkreuz) dargestellt ist, bisweilen auch wie im Apollomythos und der Lohengrinsage von einem vorgespannten Schwan gezogen wird. Noch deutlicher tritt uns der Sonnencharakter der Schiffe in den nordischen Felsenzeichnungen entgegen, bei denen das Schiff eine Scheibe oder Radfigur trägt und sich damit deutlich als die ozeanische Entsprechung des Sonnenwagens erweist. Auf den Ursprung dieser Vorstellungen kann ich hier nicht eingehen und verweise auf meine Ausführungen in meinem Buche: *Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa* (Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 89 f.) und namentlich in meiner Arbeit: *Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und der bildlichen Kunst der indogermanischen Vorzeit* (Weltall, Jg. 1919, Heft 23/24).

Zum Teil sehr zutreffend ist meines Erachtens das, was Tacitus über den Kult im allgemeinen sagt. Weder aus sprachlichen, noch aus archäologischen Tatsachen läßt sich für seine Zeit das Vorhandensein von Tempeln erweisen (c. 9). Die in gemeingermanische Zeit zurückreichenden Benennungen für Heiligtümer weisen nur auf einen eingehegten Platz (got. alhs), auf einen Hügel, Steinhäufen, Altar, dachlosen Steinbau (haruc; nord. horgr), aber noch nicht auf steinerne Tempelbauten hin (Helm, S. 235).

<sup>1)</sup> Von der gegenwärtig herrschenden mythologischen Schule wird freilich das Vorhandensein eines anthropomorph gedachten Sonnengottes und dementsprechend auch die Sonnennatur Freyrs bestritten (*E. Mogt in Hoops R. L. IV, S. 201; Helm, S. 186 u. a.*); indes zeigt dieser so viele solare Züge (Fruchtbarkeit, Wagen, Schiff u. a.), daß mir doch dahinter eine uralte, wenn auch längst nicht mehr verstandene Sonnengottheit zu stecken scheint. Eine Mond- und Sonnengottheit erwähnt ja auch Cäsar (b. g. I, 50), und auch das von Procop de bello got. II, 8 geschilderte Winterjonnwendfest bei den Thuliten weist auf eine Sonnengottheit hin. Vgl. auch Abt Aelfrics Homilie (ed. Thorpe I 366): „einige glaubten an die Sonne, einige an den Mond, einige an das Feuer und manche andre Geschöpfe; sie sagten, daß sie ihrer Schönheit wegen Götter wären.“

Archäologisch hat man zwar bei Kleinwinterheim in Rheinhessen eine große Tempelanlage der Nemetona, der Schutzgöttin der Nemeter (c. 28), und des Mars Leucetius „des Leuchtenden“, des Stammesgottes der Dangionen (c. 28) festgestellt<sup>1)</sup>. Ebenso kennt man ein großes Heiligtum des Mercur und der Maja Rosmerta von Sinthen bei Mainz, und auch noch an vielen andern Punkten sind Reste von steinernen und hölzernen Tempelanlagen an Stätten bekannt geworden, die zweifellos schon in vorrömischer, ja teilweise sogar schon in keltischer Zeit kultischen Zwecken gedient haben. Dagegen ergibt sich, soweit ich das Material übersehen kann, aus den Fundberichten noch nicht mit Sicherheit die Zeit, in die die erstmalige Errichtung dieser Holz- und Steinbauten zu verlegen ist. Entgegen Paul Schumacher, der die Meldung des Tacitus als irrig bezeichnet<sup>2)</sup>, halte ich daher den archäologischen Beweis für das Vorhandensein wirklicher Tempelanlagen in taciteischer Zeit noch nicht für erbracht.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß an den Kultstätten überhaupt keinerlei Bauten vorhanden gewesen seien. Außer den Priesterwohnungen, die wir uns hier wohl zu denken haben, müssen gewiß irgendwelche Unterbringungsräume für die nach Tacitus' eignen Worten in den heiligen Bezirken aufbewahrten signa und effigies vorhanden gewesen sein, und namentlich wird man so wertvolle Kultgegenstände, wie den Prozessionswagen von Dejsbjerg nicht dauernd im Freien gelassen haben. Aber derartige Anlagen, auf die sich immerhin manche der vorgefundenen Reste von Holzbauten beziehen mögen, dienten eben nur der Aufbewahrung der Heiligtümer, nicht aber der Kulthandlung selbst.

Ein offener Irrtum liegt dagegen vor, wenn Tacitus das Vorhandensein von menschengestaltigen Götterbildern ganz und gar verneint (c. 9). Denn wenn diese auch nicht gerade sehr häufig sind, so fehlen sie doch nicht vollständig. Schon vorhin haben wir das Götterpaar mit Strahlenkranz auf der Rasiermesser Klinge von Jütland kennen gelernt (Abb. 62). Aus annähernd der gleichen Zeit stammen auch mehrere Bronzefiguren, die offenbar eine weib-

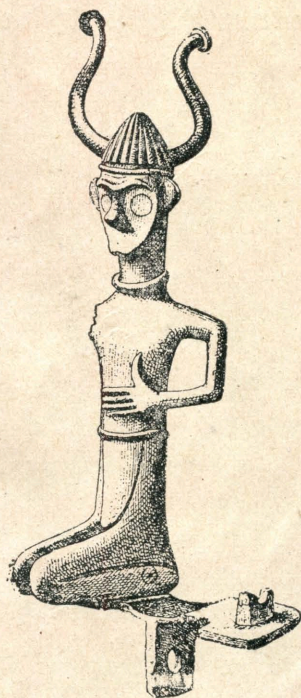


Abb. 67. Bronzefigur aus Dänemark. Mus. Kopenhagen. Da die Figur bei ihrer Auffindung in der Hand des jetzt abgebrochenen Armes einen Hammer hielt, wird sie von manchen Forschern als Bild des Gottes Thor aufgefaßt, doch ist diese Deutung zum Mindesten sehr zweifelhaft.

<sup>1)</sup> A. h. D. V, S. 108f.

<sup>2)</sup> Mainzer Zschr. IV, S. 6.

liche, vereinzelt auch eine männliche Gottheit darstellen sollen (Abb. 67). Noch weiter zurück führt uns eine Darstellung auf einer Grabplatte der Per. IIb (1650—1500 v. Chr.) von Anderlingen (Mus. Hannover), und auch manche Menschenfiguren in den nordischen Felsenzeichnungen dürften wohl als Göttergestalten aufzufassen sein, auch wenn man nicht allenthalben den Interpretationen Bings dieser Figuren beipflichten kann (s. o. S. 67 u. Abb. 57 u. 58).

Besonders wichtig aber sind die mehrfach aufgefundenen Holzfiguren, weil sie genau den gleichen Entwicklungsgang vom Holzbloß und einfachen nach unten verjüngten Pfeiler zum ausgebildeten Götterbild erkennen lassen, wie

er für Griechenland<sup>1)</sup> schon längst festgestellt ist und wie wir ihn auch für die iberische Halbinsel annehmen müssen<sup>2)</sup>. Den Ausgangspunkt bildet der rohe Baumstumpf oder Holzbloß, an den sich die Erinnerung in manchen germanischen und namentlich südslawischen Gegenden in Gestalt des Julbloßs bis in die jüngste Zeit lebendig erhalten hat. Aus ihm entwickelt sich zunächst der nach unten etwas verjüngte Pfeiler, an dem man dann mit einigen Schnitten und Strichen zunächst nur ganz flüchtig eine menschliche Figur andeutet bis schließlich durch weitere Herausarbeitung der einzelnen Körperteile eine vollständige Holzstatue entsteht. Ein solcher nach unten verjüngter Holzpfeiler, dem ein in eine trichterförmige Bodenvertiefung eingelassener Steinhäufen als Basis diente, ist aus dem Skjelmooor bei Dranum in Jütland zum Vorschein gekommen, und zwar verweisen ihn die Begleitfunde noch ins reine Neolithikum<sup>3)</sup>. Voll-

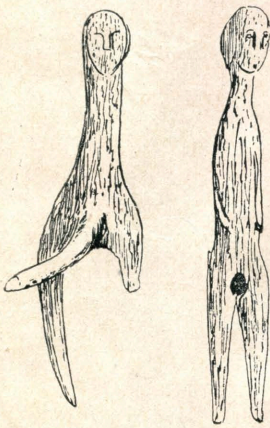


Abb. 68. Phallische Figur aus Eichenholz aus dem Broddenbjergmoor bei Asmild. Höhe 88 cm.

Abb. 69. Holzfigur aus Alt-Friesaß am Ruppiner See. Höhe 161 cm.

entwickelte menschengestaltige Holzidole, freilich durchweg von sehr roher Form (Abb. 68 u. 69) kennt man aus dem Roosbjerggaardmoor, nördlich Hobro<sup>4)</sup>, und dem Broddenbjergmoor<sup>5)</sup> in Jütland, dem Kjaerengmoor auf Seeland<sup>6)</sup>, von Alt-Friesaß am Ruppiner See<sup>7)</sup>, aus einem Torfmoor bei Possendorf, D.=B. Weimar<sup>8)</sup>, und endlich auch noch aus Schottland<sup>9)</sup>.

<sup>1)</sup> De Visser, Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen. Leiden 1903.

<sup>2)</sup> Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez. 3. Orient.

<sup>3)</sup> A. Seddersen, To Mosefund, Aarbøger f. nord. Oldk. og Hist. 1881, S. 376f.

<sup>4)</sup> S. Müller, Nord. Altertumsf. II, S. 179f. mit Abbildung.

<sup>5)</sup> Seddersen, a. a. O. S. 369ff; s. o. Abb. 68.

<sup>6)</sup> a. a. O. S. 380.

<sup>7)</sup> a. a. O. S. 381; s. o. Abb. 69.

<sup>8)</sup> Göze, Höfer u. Zschiesche, Die vor- und frühgesch. Altert. Thüringens. S. 276.

<sup>9)</sup> Seddersen, a. a. O. S. 383.

Für die Zeitbestimmung ist besonders die Sigur aus dem Roosgaardbjergmoor wichtig, neben der sich außer einem mit typischen Vogelfiguren verzierten Bronzeeimer der Periode IV (= Reineckes Hallstattstufe A) und andern hallstatt- und latènezeitlichen Gegenständen auch ein der frührömischen Zeit angehöriges geschnitztes Trinkhorn und Gefäßscherben noch etwas jüngeren Datums fanden. Ebenso wird die Sigur von Possendorf durch einen Bronzeeimer vom Hemmoortypus und ein frührömisches amphorenartiges Tongefäß in die ältere Kaiserzeit datiert, während das Holzbild aus den Broddenbjergmoor nach den Gefäßresten und einem Halsringe mit verbreiterten Endplatten mit Schiffornamenten der Periode V (1000—800 v. Chr.) zuzuweisen ist.

Sajt alle Holzfiguren — die übrigens durch schriftliche Zeugnisse auch noch für geschichtliche Zeit belegt sind und in Island wie die griechischen Hermen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein zur Wegmarkierung dienten<sup>1)</sup> — standen, wie der Pfeiler von Dranum, auf einem in den Erdboden eingelassenen Steinhäufen, so daß auch dadurch der organische Zusammenhang dieser vom Neolithikum bis weit in die Völkerwanderungszeit hineinreichenden Gebilde erzeugt wird. Es kann daher kein Zweifel obwalten, daß die Germanen der taciteischen Zeit, wenigstens in Norddeutschland und Skandinavien, entgegen dem Zeugnisse der Germania tatsächlich ihre Götterbilder hatten. Vielleicht sind darunter die nach Tacitus in den Hainen verwahrten effigies zu verstehen, während die mit ihnen zusammen genannten signa als Götterattribute aufzufassen sind.

Nur sehr wenig läßt sich aus den Sunden über das Priesterwesen (c. 7, 10, 11, 40, 43) erschließen, das jedenfalls wie das Kivikmonument und manche Selsenbilder lehren, schon in sehr frühe Zeiten zurückgeht. Nach Tacitus umfaßte die Wirksamkeit des Priesters die Wahrsagetätigkeit bei öffentlichen Angelegenheiten (c. 10), die Ausübung der höheren Kulthandlungen (Leitung des Genossenschaftsopfers; Leitung der kultischen Umfahrten), die Aufsicht über die Kultstätten (c. 40, 43) und der dort niedergelegten heiligen Gegenstände (c. 7) sowie die Eröffnung der Volksversammlung. Hierbei stand ihm auch das Schweigegebot (*silentium per sacerdotes imperatur*; c. 7) und gegen die Störer des Dingfriedens, ebenso wie im Felde, das *jus coercendi*, die Strafgewalt, zu. Ob die Priester, wie manche Forscher annehmen<sup>2)</sup>, im Felde die Träger der effigies und signa waren, ist zweifelhaft<sup>3)</sup>, ebenso ob man aus der einmal (c. 10) gebrauchten Bezeichnung „*sacerdos civitatis*“ auf eine bestimmte hierarchische Verfassung mit einem Oberpriester an der Spitze schließen

<sup>1)</sup> Helm, a. a. O. 223 ff.

<sup>2)</sup> Chadwick, The ancient teutonic priesthood, *Solklore* XI, S. 271.

<sup>3)</sup> Helm (a. a. O., S. 290) meint, daß der Satz *effigiesque et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt* allgemeinere Bedeutung hat und wohl nur besagen soll, die Germanen tragen die in Friedenszeiten in den Hainen aufbewahrten Symbole mit ins Feld.

darf<sup>1)</sup>. Eine gewisse Stütze scheint diese Annahme durch den bei den Burgunden erwähnten Sinistus (d. h. der Älteste) zu finden, der nach Ammianus Marcellinus (XXVIII, 5, § 14) am höchsten da stand und nicht, wie der König, von seinem Amte entfernt werden konnte.

Von einer besonderen Priestertracht ist nur beim Alcispriester der Naharvalen die Rede (c. 43), von dem Tacitus bemerkt, daß er muliebri ornatu angetan sei. Müllenhoff u. a. glauben diesen muliebris ornatus auf die Haartracht beziehen zu dürfen und berufen sich dabei vor allem auf den Namen des vandilischen Königsnamen Hasdingi, der in anord. Haddingjar wiederkehrt und etymologisch zweifellos zu anord. haddv (\*hazds) „Frauenhaar“ gehört<sup>2)</sup>. Indessen scheint sich dieser Name, wie R. Much<sup>3)</sup> einwendet, auf den Hochadel des Stammes zu beziehen, der nach Art der fränkischen reges criniti langes Haar trug. Der muliebris ornatus bestand also jedenfalls, wie E. Mogk<sup>4)</sup> zutreffend ausführt, in einem „losen, bis zu den Füßen herabgehenden Gewand, das durch keinen Gurt gebunden, wie es bei der heiligen Opferhandlung bedingt war“. Dazu stimmen sehr gut die auf mehreren Stein tafeln des Kivikgrabes dargestellten, wohl als Priester aufzufassenden Figuren, die in ein bis auf die Füße herabreichendes schleierartiges Gewand gehüllt erscheinen und auf der einen Platte dem voranschreitenden Führer (Gongspieler) folgen, auf einer zweiten vor einem Opferfessel stehen<sup>5)</sup>. Das über der Prozession dargestellte Pferdepaar könnte recht wohl den Dioskuren, den Alcis, entsprechen, während der Opferfessel zur Aufnahme des Blutes der geschlachteten Tiere bestimmt ist (Abb. 70 u. 71). Die Vertreter der Götter zu opfern ist ja ein uralter Brauch, den Frazer in seinem bekannten Werke The Golden Boogh mit zahllosen Beispielen belegt hat. Der über dem Pferdepaar angebrachte Wagen endlich ließe sich als Kultwagen, entsprechend dem Wagen der Nerthus deuten, obwohl er die Form eines Rennwagens hat und statt von Kühen, von Pferden gezogen wird, wie sie Tacitus (c. 10) von andern Kultwagen kennt. Diese Abweichungen in Einzelheiten erklären sich vielleicht durch den großen zeitlichen Unterschied, da das Kivikmonument (Periode II. der Bronzezeit) mindestens anderthalb Jahrtausend vor der Abfassung der Germania liegt. Freilich tragen die Priester außer dem Frauengewand anscheinend auch noch Masken, doch müssen diese früher, wie manche noch heute fortlebende Volksbräuche zeigen, bei kultischen Umzügen eine große Rolle gespielt haben. Solche Umzüge maskierter und in Weiberkleider gehüllter Burschen fanden noch bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts um die Pfingstzeit in Großen-Gottern bei Langensalza statt, wobei auch noch die Erinnerung an die Doppelgott-

1) Chadwick, a. a. O.

2) Müllenhoff, D. A. IV, 487.

3) R. Much, Hoops R. S. II, 452.

4) E. Mogk, Hoops R. S. III, 427.

5) Vgl. hierzu Bing, Das Kivikmonument. Mannus VII u. h. Schneider.

heit deutlich zum Ausdruck kam, und ähnliche Pfingstbräuche werden auch noch aus anderen Gegenden berichtet, so aus dem Jahre 1224 von Lüttich, wo alte und junge Männer mit glattrasiertem Gesichte und in Weiberkleider vernummt alte Spiele aufführten.

In der römischen Kaiserzeit findet sich ein Priester, ein Menschenopfer darbringend, auf der bekannten Silbervase von Gundestrup dargestellt. Indes erscheint er hier nicht in Weiber- sondern in Männertracht, die vollständig mit der der Krieger auf der gleichen Platte übereinstimmt.

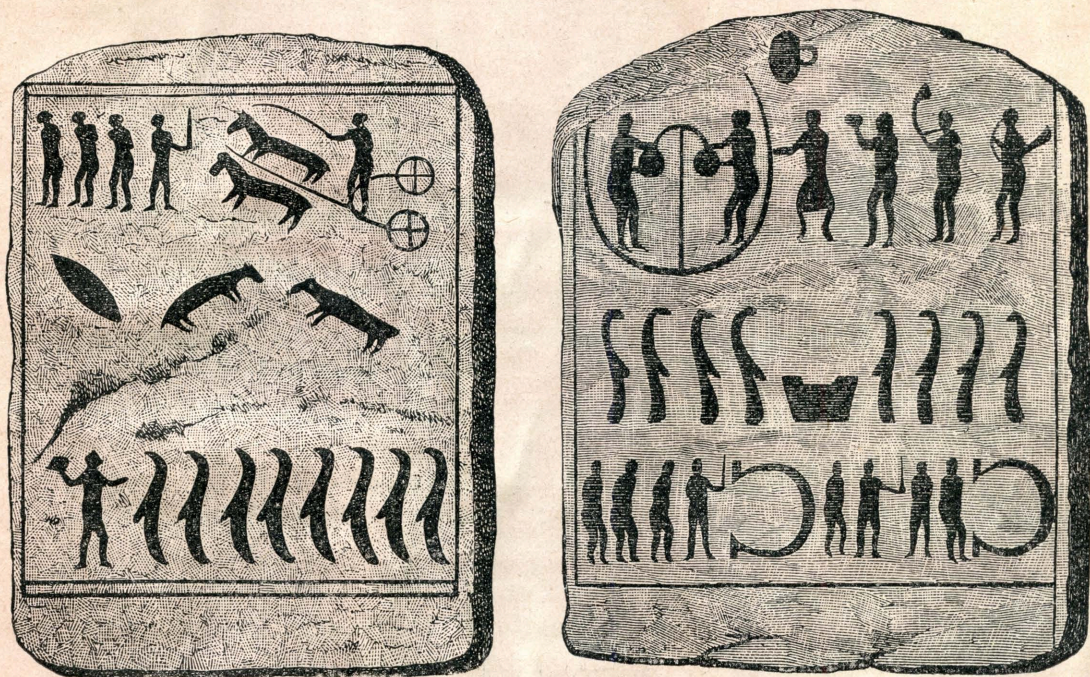


Abb. 70 und 71. Steinplatten aus der Grabkammer eines Hügelgrabes von Kivik bei Cimbrishamm, Schonen.

Auf der ersten Platte oben Gefangene, wahrscheinlich zur Opferung bestimmt. Dahinter ein Rennwagen. In der zweiten Reihe ein Rossesaar. Darunter 8 vernummte Gestalten hinter einem Gongspieler einerschreitend.

Auf der zweiten Platte treten die verhüllten Gestalten an einen Kessel, der jedenfalls zum Auffangen des Opferblutes dient.

Diese Darstellungen bilden zugleich einen Beleg für die von Tacitus (c. 9) erwähnten Menschenopferungen, die nach ihm besonders Wodan dargebracht wurden, während Tiuz und Donar vorwiegend Tieropfer erhielten (s. o.). Archäologische Belege für diese Tieropfer finden sich an alten Kultstätten in Gestalt von Tierresten in großer Zahl, und zwar wurden nicht nur allerhand Haustiere, sondern auch jagdbare Tiere: Füchse, Hasen, Rehe und namentlich Hirsche geopfert. Noch heute lebt die Erinnerung an diese alten Tieropfer in Gestalt der mannigfachen Gebäckbrote fort, die als Ersatz für das wirkliche Tieropfer schon frühzeitig eingeführt wurden.

Von sonstigen allgemeingermanischen Kulthandlungen weiß Tacitus nur sehr wenig zu berichten, doch dürfen wir auf Grund zahlreicher noch heute fortlebender Volksbräuche annehmen, daß wie die Nerthusfeier so auch die übrigen keltischen Feste, namentlich die Toten- und Jahreszeitfeste mit Umfahrten und Umzügen, außerdem wohl auch vielfach mit Mummereien und Tänzen verknüpft waren. Als archäologischen Beleg dafür haben wir schon oben die Figuren auf den Steinplatten des Kivikgrabes kennen gelernt, und auch die an dem opfernden Priester vorbeiziehenden Krieger auf der Vase von Gundestrup, die ihr getreues Gegenstück in manchen späthallstatt- und frühlatenezeitlichen Darstellungen der illyrischen Situlakunst haben, sind jedenfalls auf einen keltischen Umzug zu beziehen.

Zu den Kulthandlungen gehörten schließlich auch noch, wie schon oben erwähnt, die von Tacitus (c. 10) ausführlich besprochenen Wahrsagungen die, soweit es sich um öffentliche Angelegenheiten handelte, vom sacerdos civitatis vorgenommen wurden. Sie erfolgten entweder durch keltische Beobachtung der auspicia oder durch Lose (sortes).

Für die erste kommen neben den bei den Menschen- und Tieropfern gemachten Wahrnehmungen namentlich der Vogelflug und die Vogelstimmen, außerdem auch noch das Wiehern und Schnauben der vor den Kultwagen gespannten, in den heiligen Hainen besonders gezüchteten Pferde in Betracht. Unmittelbare archäologische Belege für diese Schilderung sind — abgesehen von der häufigen Darstellung von Vögeln und keltischen Wagen, die indessen nur den sakralen Charakter dieser Tiere bezeugen, aber noch nichts über ihre Verwendung zu Wahrsagungen besagen — natürlich nicht zu erbringen.

Ebensowenig geben uns Kunde über die Form der Losstäbchen und der auf ihnen angebrachten Zeichen (notae) Aufschluß. Nach ganz ähnlichen, noch heute bei manchen Naturvölkern herrschenden Bräuchen<sup>1)</sup> werden es wohl ursprünglich Bilder zauberkräftiger Gegenstände und Tiere gewesen sein, die zunächst nicht sowohl als Verkünder kommender Ereignisse galten, als vielmehr selbst diese herbeizaubern sollten. Mit der fortschreitenden Abschleifung dieser Bilder zu bloßen, ihren eigentlichen Ursprung kaum mehr verratenden Ornamenten oder einfachen piktographischen Zeichen schwand zugleich auch immer mehr ihre ursprüngliche Bestimmung, bis sie schließlich nur noch die Bedeutung einfacher Orakelzeichen, der notae des Tacitus hatten.

Die Frage, ob diese notae irgendwie mit den nordischen Runen zusammenhängen, wird von der überwiegenden Mehrzahl der Forscher verneint, da sicher datierbare Runen durch Kunde nicht vor dem Schlusse der älteren Kaiserzeit bezeugt sind und eine selbständige Erfindung des Runenalphabetes durch die Germanen ja auch zu sehr dem Vorurteil widersprechen würde, das nun einmal in den weitesten Kreisen gegen alles, was das Gepräge einer etwas höher ent-

<sup>1)</sup> Max Bartels, Der Würfelzauber südafrik. Völker. Zeitschr. f. Ethnol. 1903, 338 ff.

wickelten Kultur der Germanen zeigt, besteht. Fast ausnahmslos folgt man daher heute der Aufstellung v. Griesens<sup>1)</sup>, der das nordische Runenalphabet aus der spätgriechischen Kursivschrift herzuleiten versucht, ohne daß man dabei auch nur an die Möglichkeit denkt, daß sich die zweifellos bestehende Ähnlichkeit beider doch auch recht wohl durch den Ursprung aus einer gemeinsamen Quelle erklären läßt. Nun ist neuerdings durch R. Moschkau<sup>2)</sup> ein schon vor vielen Jahren aufgefundenener, bisher in einer Privatsammlung vergrabener steinzeitlicher Gefäßscherben aus Nordböhmen veröffentlicht worden, der nach Tonmasse, Technik, Farbe, Brand und Verzierung der Spiralmäanderkeramik angehört und als Zwickelfüllung eine dreizeilige Inschrift von durchaus runenähnlichem Charakter aufweist. Da sich, wie ich bei genauer Untersuchung mit der Lupe habe feststellen können, bei mindestens drei oder vier dieser schriftartigen Zeichen an deren einem Rande eine zwar nur minimale, aber doch sehr deutlich erkennbare wallartige Erhöhung der Tonmasse findet, so müssen sie vor dem Brande des Gefäßes eingeritzt worden sein, denn nur ein noch weicher Ton konnte durch den einritzenden Griffel beiseite gedrängt werden<sup>3)</sup>. Die Inschrift muß also mit dem Ornamente, das für die Zeitbestimmung in erster Linie maßgebend ist, gleichzeitig angebracht worden sein. Damit ist erwiesen, daß bereits der Spiralmäanderkultur, die nordwärts bis in die Gegend von Halberstadt reicht und überall ein sehr gleichmäßiges Gepräge aufweist, runenartige Zeichen bekannt waren und wir dürfen dementsprechend mit größter Wahrscheinlichkeit auch bei der unmittelbar anstoßenden Megalithbevölkerung, aus der die nachmaligen Germanen hervorgegangen sind, die gleiche Kenntnis voraussetzen. Wenn bisher noch keine sonstigen sicher datierbaren Runenfunde aus älterer Zeit vorliegen, so erklärt sich dies einfach dadurch, daß die Runen eben noch nicht als sprachliches Ausdrucksmittel zur Gedankenübermittlung an andere oder die Nachwelt, sondern lediglich zu Zauberzwecken



Abb. 72. Steinzeitlicher Gefäßscherben mit runenartigen Zeichen. Selbst bei Saaz a. d. Eger. Nach Moschkau, *Mannus* Bd. XI/XII, S. 206.

<sup>1)</sup> O. v. Griesen, Om runskriftens härkömst i Sprakvetenskapliga sällskapetets Upsala förhandlingar 1903/06.

<sup>2)</sup> R. Moschkau, Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiralmäanderkeramik mit Schriftzeichen. *Mannus* XI/XII, S. 205 ff.

<sup>3)</sup> Herr Moschkau hat mittlerweile noch einen zweiten Scherben mit Schriftzeichen von der gleichen Stelle, an der sich noch zahlreiche andere neolithische Gefäßreste, aber keinerlei Reste aus jüngeren Perioden vorfinden, nachweisen können.

dienten und daher in der Regel nur in vergängliches Material eingeschnitten wurden. Übrigens sind doch eine ganze Reihe runenartiger Steininschriften bekannt geworden, die man aber bisher weder hat entziffern noch zeitlich festlegen können und die man daher bei der Erörterung des Runenproblems gewöhnlich unberücksichtigt läßt. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß die taciteischen notae wirkliche Runen waren, und daß diese notae als Grundlage für das bald darauf nach römischem und griechischem Vorbilde aufgestellte Runenalphabet gedient haben. Die Römer oder vielmehr Griechen werden hiernach zwar die Anregung zu dessen Erfindung gegeben haben, doch waren die Buchstaben selbst nicht griechischen, sondern echt germanischen Ursprungs.

Überblicken wir zum Schluß noch einmal das Gesagte, so konnten wir feststellen, daß die Germania zwar einzelne Irrtümer und z. T. auch Lücken aufweist, die geeignet sind irrige Vorstellungen über unser Land und seine Bewohner hervorzurufen, daß aber anderseits zahlreiche von Tacitus berichtete Einzelheiten durch die archäologischen Tatsachen in vorzüglicher Weise bestätigt werden. Dies beweist uns, wie sorgfältig Tacitus, der selbst niemals in Deutschland gewesen ist, bei der Auswahl und Verwendung seiner Quellen zu Werke gegangen ist, und es berechtigt uns, auch seinen sonstigen Berichten volles Vertrauen entgegenzubringen. Die Bodensfunde bilden also mehr eine Ergänzung, als eine Berichtigung der Germania. Sie fügen zu den hohen körperlichen und sittlichen Vorzügen, die der römische Ethnolog unsern Vorfahren nachrühmt, noch ihre hohe geistige Veranlagung, die sie befähigte, aus sich selbst heraus eine durchaus eigene Kultur heranzubilden, der sie auch dann noch treu blieben, als die enge Berührung mit dem Römertum die Versuchung brachte, sie wegzuwerfen und an ihrer Stelle römisches Wesen zu setzen. Gerade in der Gegenwart, wo unser Volk, körperlich und seelisch erschöpft durch eine unerhörte fünfjährige Hungerblockade, in seinen Tiefen aufgewühlt und sittlich zersezt durch fremdrassige Elemente, an seiner Zukunft verzweifelnd am Boden ringt, erscheint diese Erkenntnis von unschätzbarem Werte. Denn um sich aus dem tiefen Sumpfe zu befreien muß unser Volk erst den Glauben an sich selbst zurückgewinnen, sich der in ihm ruhenden geistigen und sittlichen Kräfte wieder bewußt werden. Wie aber ließe sich das besser erreichen, als wenn es sich selbst im Spiegel seiner fernen Vergangenheit betrachtet, der ihm am reinsten sein innerstes Wesen, seine geistige und körperliche Veranlagung vor Augen führt und damit neue Lebensfreude und neue Schaffenskraft verleiht.

So möge denn das Werk des großen Römers, ergänzt durch die heimischen Bodensfunde, unserem heranwachsendem Geschlechte als leuchtende Fackel dienen, mit der es unser Volk aus dem Dunkel der Gegenwart zurückführt zu neuem Leben und zu neuen Taten. Dann wird sich auch das stolze Wort des Altmeisters deutscher Altertumskunde bewahrheiten:

Die Deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.



Abb. 73. Grabfunde des 1. Jahrhunderts der Neckarstetten. Nach A. u. h. D. Bd. V Taf. 64.



Abb. 74. Boot aus Eichenholz aus dem Nydamer Moor, Ostküste von Schleswig. Nach O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 194 Abb. 329.

Länge 24 m, Breite 5,50 m. Länge der Bodenplanke 14,32 m. Höhe von der Unterseite des Kiels bis Relling mitstiffs 1,28, an den Enden 2,14 m. Der Kiel ist aus der Bodenplanke herausgearbeitet. Die fünf Seitenplanen sind klinkerweise zusammengefügt und durch Eisennieten verbunden. Den inneren Halt geben 19 Spanten aus natürlich geträumtem Eichenholz, deren beide obere Enden durch eine aufliegende Ducht (Stiſsbrett) verbunden sind. Mit der Bordbekleidung waren die Spanten nicht durch Nägel, sondern durch Baſſeile verbunden, die durch die Löcher der Spanten und der aus dem Holz der Planen herausgearbeiteten Klampen geführt wurden. Diese eigentümliche Art der Verbindung verließ dem Boote die in der Brandung und auf hoher See erwünschte Geschmeidigkeit bei hinreichender Seffigkeit. Die Ruderrollen waren gleichfalls nur mit Striden befestigt.

# Mannusbibliothek

herausgegeben von  
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 1. Wilke, Dr. Georg, **Spiral=Mäander=Keramik und Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis\*) M. 3.60.
- No. 2. Kimakowicz=Winnicki, M. von, **Spinn= und Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis M. 3.60.
- No. 3. Schulz, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte.** 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. Einzelpreis M. 2.20. — Vorzugspreis M. 1.75.
- No. 4. Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waase, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 Seiten mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne, sowie 227 Abbildungen im Text. 1911. Einzelpreis M. 5.50. — Vorzugspreis M. 4.40.
- No. 5. Kropp, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 Seiten mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. Einzelpreis M. 8.50. — Vorzugspreis M. 6.80.
- No. 6. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl. Neudruck der Ausgabe von 1911. II u. 30 Seiten mit 9 Karten. 1920. Einzelpreis M. 10.—. Vorzugspreis M. 8.—.
- No. 7. Wilke, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient.** IV, 181 Seiten mit 141 Abbildungen im Text. 1912. Einzelpreis M. 7.50. — Vorzugspreis M. 6.—.
- No. 8. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. Einzelpreis M. 8. — Vorzugspreis M. 6.40.
- No. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.** 2. stark vermehrte Auflage. VII, 255 Seiten mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1914. Einzelpreis M. 6. — Vorzugspreis M. 4.80. Z. Zeit vergriffen. 3. Aufl. unter der Presse.
- No. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** IV, 276 Seiten mit 216 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 12. — Vorzugspreis M. 9.60.

\*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bestellt werden. Gebunden kostet jeder Band M. 4.— bis M. 10.— mehr.

# Mannusbibliothek

herausgegeben von  
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 11. Schulz=Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 4. — Vorzugspreis M. 3.20.
- No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.
- No. 13. Lienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.
- No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzelpreis M. 8. — Vorzugspreis M. 6.40.
- \*No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Altdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch.** IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzelpreis M. 9. — Vorzugspreis M. 7.20.
- No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.** X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzelpreis M. 7.— Vorzugspreis M. 5.60.
- \*No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streit- äxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzelpreis M. 3. — Vorzugspreis M. 2.40.
- \*No. 18. Kołtrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. M. 20. — Vorzugspreis M. 16.—.
- \*No. 19. Kołtrzewski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. M. 11.—, Vorzugspreis M. 8.80.
- \*No. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Seideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit.** 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. M. 9.—, Vorzugspreis M. 7.20.
- \*No. 21: Jahn, Dr. Martin, **Der Sporn in der älteren Eisenzeit.** Mit etwa 100 Abbildungen im Text. (Unter der Presse). 1921. Etwa M. 20.—. Vorzugspreis etwa M. 16.—. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Hierzu 80 % Verleger-Teuerungsaufschlag mit Ausnahme der mit \* bezeichneten Nummern, auf die nur 20 % aufgeschlagen werden.

BIBLIOTEKA

I  
H  
K  
M

II 4892

